

ZUR SACHE BW

LEID und die Sehnsucht nach Glück

Wirksam führen

Transformative Autorität
als Vorbild für die Truppe?

Wahlfreiheit wahren

Kirchliche Positionen
zur Dienstpflicht

Krisen überstehen

Wie sich Resilienz
fordern lässt



EVANGELISCHE KOMMENTARE ZU FRAGEN DER ZEIT

AUSGABE 48 2/2025





Zu unserem Titelbild

Was dem alten Mann genau widerfahren ist, konnten wir nicht herausfinden. Aber er hat sicherlich viel erlebt – und viel erlitten. Denn das eine ist ohne das andere nicht zu haben. Wie sich all das Leid ertragen lässt, wer und was uns dabei trägt und warum wir nicht zu sehr mit anderen mitleiden sollten, ist Thema dieser Ausgabe.

SCHWERPUNKT LEID

8 Leid als Anstoß für das Denken

Philosophie, Theologie und Religion versuchen seit Jahrtausenden, das Leiden zu verstehen, ihm eine Erklärung zu geben und einen Ausweg aus dem Leiden mit dem Leiden zu finden

Von Friedrich Lohmann

13 „Quäl dich, du Sau!“

Leid und Lust sind bei sportlichen Extremerfahrungen kaum zu trennen

Von Frank Hofmann

16 Wer das Kreuz aufnimmt, findet Christus

In seinem Buch „Nachfolge“ wendet Bonhoeffer sich gegen eine bürgerliche Christlichkeit, die das notwendige Leiden Christi – und derer, die ihm bis heute nachfolgen – nicht verstehen und daher auch nicht akzeptieren kann

Von Dietrich Bonhoeffer

18 Das Leiden anderer betrachten

Susan Sontags Essay zur Kriegsfotografie und gegenwärtige Bilder des Krieges

Von Roger Mielke

22 „Mit Bildern an Emotionen herankommen“

Cornelia Haas hat das Bilderbuch „Land der Steine“ illustriert. Sie sagt, wie sie psychisches Leid sichtbar macht

Interview: Katharina Müller-Güldemeister

26 Die ganz gewöhnliche Magie der Leidbewältigung

Resilienz ist kein seltener Ausnahmestand, sondern eher der Normalfall – und kann gefördert werden

Von Karl-Heinz Renner

32 Mitgefühl hilft, Mitleid nicht

Erfahrungen und Gedanken zur Begegnung mit Leid in der Klinik

Von Michael Kröner

36 Ein heiterer Ort zum Sterben

Am Ende wird mehr gelebt als gelitten: Besuch in einem Hospiz in Leipzig

Von Dorothea Heintze

40 Wenn alles Leiden ist, ist nichts Leid

Weil erlittenes Leid Respekt und Anerkennung bringt, kann ein Überbietungswettbewerb entstehen,

der lebensundienlich ist

Von Ulrike Peisker

42 Glück ist nicht die Regel

Ein unbedingter Lebenswillen,

der „Drang zum Daseyn

und Wohlseyn“, ist in

Schopenhauers Denken die eigentliche Quelle des Leidens

Von Gisela Sauter-Ackermann

INHALT



SICHERHEITSPOLITIK

46 Minen oder Menschlichkeit?

Dass mehrere Staaten an der Ostflanke der NATO geächtete Antipersonenminen einsetzen wollen, ist ein Ausdruck nüchtern Realpolitik

Von Moritz Hohmann

FRIEDENSETHIK

50 Friedensethik im Zeichen der Zeitenwende

Die neue Denkschrift der EKD erkennt die Verantwortung der Soldatinnen und Soldaten an und betont zugleich den Frieden als Einstellung des Bewusstseins

Von Friedrich Lohmann

52 Dienstplicht mit Wahlfreiheit?

Zur kirchlichen Diskussion einer neuen Wehrpflicht bzw. einer allgemeinen Dienstplicht

Von Alexander Dietz

56 Was Völkerrecht ist, bestimmen wir!

Über die Auslegungsbedürftigkeit des internationalen Rechts und die Aufgabe der Friedensethik

Von Maximilian Schell

INNERE FÜHRUNG

60 Haltung als strategische Größe

Der Ansatz der Transformativen Autorität – und warum wir ihn auf seine Anschlussfähigkeit an die Innere Führung hin befragen sollten

Von Frank Baumann-Habersack

63 So schwierig ist es doch gar nicht!

Innere Führung ist in erster Linie eine Aufgabe der Selbstbildung. Aber es gibt Hilfen und Literatur zum Selbststudium

Von Christian Göbel

67 Rambos Platz ist in der Mitte der Gesellschaft

Über ausgelagerte Schuld und mehr Wertschätzung für Soldatinnen und Soldaten

Von Robin Wagener

73 Die gewalffreie Alternative

Sie vertraten die konsequente Trennung von geistlichem und weltlichem Reich – und wurden gerade dadurch zum Politikum. Vor 500 Jahren entstand die Täuferbewegung als Teil der Reformation

Von Astrid von Schlachta



4 Wir träumen von einer besseren Welt

6 Editorial

76 Kirche unter den Soldaten

Der Andachtsraum und der sakrale Bereich im Fliegerhorst Laage

Von André Stache

77 Impressum

78 Quergedacht

Frida Kahlo

GLAUBENSFRAGEN

70 Dem Leid Raum geben

Wenn die Öffentlichkeit erschüttert ist, ist oft ein zentraler Gottesdienst Ausdruck des Gedenkens. Für eine solche Kombination staatlichen und religiösen Handelns gibt es gute Gründe; aber sie stößt auch an Grenzen, wenn der kirchliche Horizont zu eng ist

Von Kerstin Menzel



**„Wenn die Presse frei ist
und jeder lesen kann,
ist alles sicher.“**

**Thomas Jefferson (1743–1826), dritter Präsident der USA
und Hauptverfasser der Unabhängigkeitserklärung
der Vereinigten Staaten von 1776.**



Am Rande seines Salons in Dhaka, Bangladesch, bringt ein Friseur seiner Tochter das **Lesen** bei. Rund ein Viertel der Frauen im Land sind **Analphabetinnen**.

Liebe Leserinnen und Leser!

Leiden gehört zum Leben wie das Atmen und der Herzschlag. Das habe ich schon in der Kindheit erfahren. Als ich laufen lernte, bin ich dermaßen schwer gestürzt, dass die Narbe bis heute immer noch bei bestimmtem Wetter schmerzt. Mancher und manche von Ihnen wird ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Als Seelsorger und Seelsorgerinnen in der Bundeswehr begleiten wir auch Menschen, die durch ihren Dienst so belastet sind, dass sie ein Leben lang damit zu kämpfen haben. Selbst wenn sie gelernt haben, mit den Belastungen umzugehen, bleiben die Narben, die weiter schmerzen. Trotz oder gerade wegen dieser Erfahrungen bleibt die Sehnsucht nach Glück. Und es bleibt die Dankbarkeit für die unbeschwertten Momente. So jedenfalls geht es mir, seit ich mehrfach lebensbedrohlich erkrankt war. Ich habe gelernt: Es gibt keinen Anspruch darauf, aber es gibt Momente des Glücks, die mir geschenkt werden. Dafür bin ich dankbar. Ein Autor spricht in dieser Ausgabe von der Magie, die in der Bewältigung von Leiden liegt. Solche magischen Momente wünsche ich Ihnen bei der Lektüre – und Momente des Glücks.



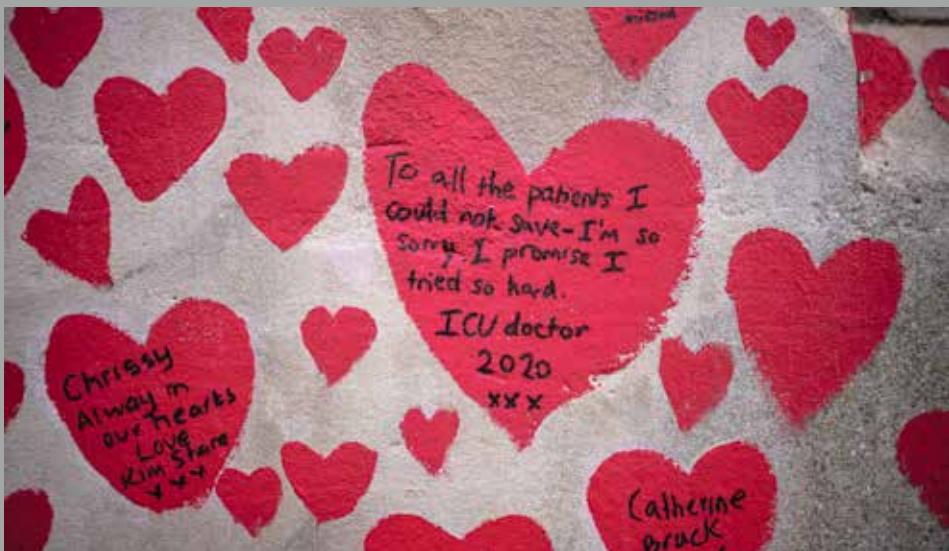
Ihr
Dirck Ackermann

Dr. Dirck Ackermann,
Chefredakteur ZUR SACHE BW

SCHWER- PUNKT

LEID

Unter Hunderten persönlichen Nachrichten der „National Covid Memorial Wall“ in London findet sich auch eine, die offenbar von einem Intensivmediziner stammt: „An all die Patientinnen und Patienten, die ich nicht retten konnte – es tut mir so leid. Ich habe wirklich alles versucht.“



LEID ALS ANSTOSS FÜR DAS DENKEN

Eigenes Leid ist schwer zu ertragen – und als Mit-Leid ist auch das Leiden anderer im Bewusstsein präsent. Philosophie, Theologie und Religion versuchen seit Jahrtausenden, das Leiden zu verstehen, ihm eine Erklärung zu geben und einen Ausweg aus dem Leiden mit dem Leiden zu finden. Der folgende Essay versucht, einen Überblick über solche denkerischen Beschäftigungen zu geben

Von Friedrich Lohmann

Das Leid erklären?

Leid ist von der Wortbedeutung her etwas, das uns widerfährt. Wenn wir etwas aktiv tun, dann wissen wir, was wir mit der Handlung bezwecken. Wir kennen den Sinn. Bei etwas Erlittenem ist das nicht der Fall (es sei denn, wir sind das Opfer der Handlung eines anderen Menschen, die unser Leid bezweckt hat; und auch dann erscheint uns solch destruktives Handeln in der Regel zunächst einmal sinnlos). Deshalb besteht die erste Antwort des Denkens auf das Leiden darin, ihm einen Sinn zu geben. Diese Sinngebung kann ganz unterschiedlich aussehen. Sie setzt in jedem Fall voraus, dass es etwas gibt, das die Welt bestimmt und lenkt. Wir denken hier wahrscheinlich alle zunächst an eine persönliche Macht, an einen Gott, und tatsächlich haben die Religionen dieser Welt alle auf ihre Weise mit der Bearbeitung von Leid zu tun. Der Philosoph Hermann Lübbe spricht von ihnen als Varianten einer „Kontin-



L
e
i
d
n

Über Leid und leiden

Das Substantiv „Leid“ und das Verb „leiden“ scheinen eng verwandt, haben ursprünglich jedoch unterschiedliche Bedeutungen. Leid bedeutete einst „Unrecht, Schmerz, Kummer“ und geht auf eine Wurzel für „verletzen“ zurück; leiden hingegen stammt von dem althochdeutschen līdan – „gehen, reisen“ –, was noch in Wendungen wie „es über sich ergehen lassen“ nachklingt. Erst später verschmolzen beide Bedeutungsfelder.



Leid des Krieges: Ein Ukrainer verabschiedet sich am Bahnhof in Odessa von seiner Frau und seinen Kindern, die nach Lwiw fliehen. Er selbst wird ins Gefecht ziehen

genzbewältigungspraxis“ und will damit andeuten, dass sie allesamt Versuche sind, dem Kontingenzen, also scheinbar sinnlos Geschehenden, einen Sinn abzugewinnen. Wenn es keinen Handlungssinn gibt, der vom menschlichen Subjekt ausgeht, dann muss jemand oder etwas anderes verantwortlich sein. Hier setzen die Religionen an. Aber auch ohne Gottesgedanken setzt jede Vorstellung einer Welt, in der nicht alles per Zufall geschieht, sinnhafte Bezüge voraus.

Ein solcher Bezug ist das Prinzip von Ursache und Wirkung. Alles, was geschieht, auch das leidvoll Erlebte, hat eine Ursache. Hier knüpfen einige Leidbearbeitungsstrategien an, in verschiedenen Varianten. Wenn die Ursache für das Leid in der Person gesehen wird, die leidet, dann liegt es nahe, das Leid als Folge falschen Handelns anzusehen: Ich habe mich verletzt, weil ich eine falsche Bewegung gemacht habe; hätte ich besser aufgepasst, dann wäre das nicht passiert. Religiös wird dieser Gedanke von



Gibt es den Zufall?

Oder folgt unser Leben einem vorbestimmten Plan? Und lässt der sich vielleicht sogar mit Hilfe der Naturwissenschaften berechnen? Eine Neurowissenschaftlerin, ein Mathematiker und ein Autor erklären bei Arte, warum vieles viel weniger zufällig ist, als wir denken:
www.tinyurl.com/zsbw-zufall

selbstverschuldeten Kausalität immer dann eingesetzt, wenn Leid als Strafe Gottes interpretiert wird. In dieser religiösen Deutung steht zwar eine Handlung des Menschen am Anfang, aber Gott wird als der Verursacher der leidvollen Konsequenzen interpretiert, der damit auf menschliche Fehlhandlungen reagiert. Dieser Gedanke kann erweitert werden zu dem eines „Plans“ Gottes, in dem das Leid als Straf- oder Lernmaßnahme in einem positiven Sinn „aufgehoben“ ist. Auch ohne religiösen Überbau hat es eine lange Tradition, das Leiden über seine Deutung als Lernerfahrung gedanklich anzueignen: *Pathemata mathemata* – „Leiden heißt Lernen“, wussten schon die alten Griechen.

Den eigentlichen Anstoß für das Denken liefert jedoch das Leiden, das sich solchen kausalen Erklärungen entzieht, das unverdiente oder ungerechte Leiden. Es wird bereits im biblischen Buch Hiob thematisiert, das im Übrigen zeigt, wie intensiv schon im alten Orient über das Leiden nachgedacht wurde. Denn Hiob muss sich gegen die Vorwürfe seiner Freunde verteidigen, die – im eben beschriebenen Sinn – seine Leiden als Strafe für ein Fehlverhalten deuten. Gott gibt Hiob recht: Hiob hat nichts falsch gemacht und Leid ist keine Strafe. Auch wenn sich das Hiobbuch hierin von traditionell-religiösen Deutungen des Leids abgrenzt, so bleibt es diesen doch insofern treu, als es am Gedanken eines machtvollen, planenden Gottes festhält. Dies gilt sowohl für die am Ende der eigentlichen Hiob-Erzählung stehende Gottesrede als auch für die Rahmenerszählung, in der Gott eine bewusste Wette mit dem Satan eingeht.



Prof. Dr. Friedrich Lohmann

unterrichtet Evangelische Theologie mit dem Schwerpunkt Angewandte Ethik an der Universität der Bundeswehr München. Er gehört dem Herausgeberkreis von ZUR SACHE BW an.

Derartige traditionell-religiöse Deutungen des Leids werden zwar bis heute vertreten, z. B. im evangelikalen Christentum. Sie werden jedoch seit Beginn der Neuzeit auch stark infrage gestellt. Die wachsende Wahrnehmung von unverdientem Leid ist der „Fels des Atheismus“, von dem Georg Büchner spricht, und bei Dostojewski ist es das Leid der unschuldigen Kinder, das Iwan Karamasow vom Glauben an eine harmonisch geordnete Welt abhält. Wenn Gott allmächtig und zugleich gütig und gerecht ist, warum müssen dann so viele Menschen ohne offensichtliche Schuld leiden?

Der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz hat diese Frage die Theodizee-Frage genannt und ihr Anfang des 18. Jahrhunderts eine berühmte Abhandlung gewidmet. Sein denkerischer Lösungsverschlag: Die geschaffene Welt ist, anders als Gott selbst, endlich; deshalb ist sie mit Mängeln behaftet, die Leid auslösen, entweder durch die Natur oder durch den Menschen verursacht. Solche Mängel sind in einer geschaffenen Welt unvermeidlich. Unter den möglichen endlichen Welten ist unsere Welt jedoch die beste. So versucht Leibniz, die Macht, Güte und Gerechtigkeit Gottes mit der Existenz von Leid in der Welt zusammenzudenken.

Dieser Versuch einer Rechtfertigung Gottes vermag jedoch, so denkerisch schlüssig er auch ist, den existenziellen Anstoß des ungerechten Leidens nicht zu beseitigen. Noch im 18. Jahrhundert lässt Voltaire in einem seiner Bücher einen Naivling („Candide“) horrendes Leid erleben und beobachten, um damit den Leibniz'schen Optimismus bloßzustellen: „Sollte das die beste aller möglichen Welten sein?“ Erst recht nach den Gräueln des 20. Jahrhunderts lässt sich das Leid in der Welt nicht mehr denkerisch in den Griff bekommen oder gar (weg-)erklären.

Das Leid bearbeiten

Neuere Versuche, mit dem Leiden denkerisch umzugehen, verzichten daher auf Erklärungen und beschränken sich auf Leidbearbeitungsstrategien. „Bearbeiten“ ist dabei im doppelten Sinn zu verstehen: als innerpsychisches Bearbeiten des Anstoßes, den gerade das ungerechte Leiden für das menschliche Bewusstsein darstellt, sowie als Aufruf, sich dort, wo es möglich ist, um eine Besserung der konkreten Leidverhältnisse zu bemühen.

Ich möchte zwei solcher Versuche aufgreifen.

Die Mehrheit der US-Amerikaner ist überzeugt: Das Leid in der Welt wird von Menschen verursacht – nicht von Gott

Das meiste Leid
in der Welt entsteht durch
das Handeln der Menschen,
nicht durch Gott

80%

Gott lässt das Leid zu,
weil es Teil eines größeren
Plans ist

50%

Satan ist für
das meiste Leid
verantwortlich

44%



1. Die Erwartungen an das Leben herunterschrauben. – Die Anstößigkeit von Leid hat, neben den unabweisbaren objektiven Faktoren wie Schmerz und Zerstörung, immer auch mit dem zu tun, was wir vom Leben erwarten. Was wäre, wenn der Gedanke eines allmächtigen Gottes, der dem Leid einfach ein Ende setzen könnte, wenn er wollte, falsch wäre? Hier setzen die jüdisch-theologischen Theodizeen von Hans Jonas und Harold Kushner an: Sie geben in der Trias von Allmächtigkeit, Gerechtigkeit und Güte Gottes die Allmacht auf. Nicht wenige neuere christlich-theologische Entwürfe sprechen ähnlich von der Schwachheit Gottes und verknüpfen diesen Gedanken zusätzlich mit dem Mitleiden Gottes mit der Welt. Dietrich Bonhoeffer z.B. hat in den Briefen, die er aus der Haft an seinen Schüler und Freund Eberhard Bethge schrieb, die Gottverlassenheit Jesu am Kreuz als Zeichen der Solidarität Gottes mit den Leidenden dieser Welt interpretiert. Es bleibt in solchen Entwürfen offen, ob der jüdische und christliche Erlösungsgedanke ohne die der Schwachheit konträre Vorstellung eines mächtigen Gottes, der am Ende der Zeiten den Sieg über das Leiden sicherstellen wird, gedacht werden kann. Aber für den Umgang mit gegenwärtigem Leid kann es tröstlich sein, eben genau diesen Gott im Leid solidarisch zu wissen. Leid wird hier weder mit Schuldzuweisungen noch mit Hoffnungen auf seine spontane Beseitigung verknüpft. Leiden ist unvermeidbarer Teil der irdischen Existenz, dem sich selbst der menschgewordene Gott aussetzen musste und ausgesetzt hat.

Ist Leid unvermeidlich?
Ein Mann während der
Flutkatastrophe 2024
in der Region Valencia
in Spanien

2. Die Pflicht tun im Angesicht des Leides. – Die Einsicht in die Unvermeidbarkeit von Leid muss nicht mit einer Haltung der Resignation zusammengehen. Stärker noch als in den neueren theologischen Theodizeen, von denen eben die Rede war, ist das in der Philosophie von Albert Camus sichtbar. Im 1947 erschienenen Roman „Die Pest“ ist das durch eine Pestepidemie im algerischen Oran ausgelöste Leid exemplarisch für die generelle *conditio humana* zu verstehen. Zeitgeschichtlich geht es Camus neben dem Krankheitsleid gerade auch um eine Standortbestimmung gegenüber dem durch Menschen ausgelösten Leid, wie es durch die NS-Herrschaft in den Jahren zuvor in Europa präsent war. Er konfrontiert die Haltung, die der Arzt Dr. Rieux gegenüber der Epidemie einnimmt, mit der eines Paters, der traditionelle Deutungsmuster des Leids repräsentiert. Letzterer scheitert, während Rieux schlicht seine Pflicht als Arzt tut und damit auf seine Weise dazu beiträgt, dass die Epidemie schließlich ein Ende nimmt. Ohne auf irgendwelche Erklärungen zurückzugreifen, sei es genauso evident wie die Gleichung „ $2+2=4$ “, gegen die Krankheit anzukämpfen, wie es an einer Schlüsselstelle des Romans heißt. Eine ähnliche Haltung zum Leid empfiehlt die evangelische Theologin Dorothee Sölle in ihrem 1973 erschienenen Buch „Leiden. Annehmen und widerstehen“. Gegen einen christlichen „Masochismus“, der das Leiden theologisch verklärt, spricht sie sich für eine realistische Haltung aus, die das Leid annimmt und zugleich so gut wie möglich dagegen ankämpft.

Manchmal lässt mich
das Leid an Gottes Allmacht
zweifeln

Manchmal lässt mich
das Leid an Gottes Güte
zweifeln

Manchmal denke ich,
das Leid zeigt,
dass es keinen
Gott gibt

16%

16%

14%

Hinweis: Etwa jeder Zehnte glaubt nicht an Gott oder eine höhere Macht; diese Personen wurden nicht befragt.

Quelle: Pew Research Center, 2021

die zukünftige Gestaltung des Lebens zieht und ihm somit einen Sinn gibt. Frankl greift so die alte Idee einer Sinngebung des Leids auf, insbesondere die Sinnfindung als Lernen, nutzt sie aber nicht in der Rückschau, sondern für den Entwurf eines Lebenssinns, für die Gestaltung des zukünftigen Lebens. Dem Leid wird auf diese Weise ein positiver Sinn abgewonnen, aber nicht, indem Verantwortung für den Sinn des Lebens an eine religiöse Instanz abgegeben wird, sondern indem der oder die Leidende zunächst einmal sich selbst für den je eigenen Sinnentwurf in die Pflicht nimmt. Frankls Buch „...trotzdem Ja zum Leben sagen“ erzählt und verarbeitet die eigenen Leiderfahrungen, indem es sie konstruktiv als Bausteine auf dem Weg zum eigenen Selbst uminterpretiert. Dass er dabei unterstützend den unbewussten und verborgenen Gott als „Partner unserer intimsten Selbstgespräche“ ins Spiel bringt, verbindet ihn mit den neueren Theodizeen, die anstelle der Macht die Solidarität Gottes mit den Leidenden betonen.

Vom Leid zum Lebenssinn

Die genannten neueren Leidbearbeitungsstrategien unterscheiden sich von den traditionellen Erklärungsversuchen des Leids, indem sie auf die spekulative Rückschau nach dem Grund des Leides verzichten („Warum ist das ausgerechnet mir passiert?“; „Wie konnte Gott das zulassen?“) und stattdessen den Blick auf das Jetzt und die Zukunft richten. Das ist auch in den Gedanken des Psychiaters Viktor Frankl zum Leid der Fall. In der von ihm etablierten Logotherapie fließen verschiedene bisher genannte Interpretationen des Leids zusammen, weshalb Frankl am Schluss dieses kleinen Essays genannt werden soll. Frankl hat als Opfer des Nationalsozialismus unvorstellbares Leid erlebt, am eigenen Körper, in der Familie und in seinem Umfeld. Bei der Bearbeitung dieses Leids half ihm der Gedanke, dass das Leid einen Sinn haben müsse. Diesen fand er in der Entwicklung einer psychologischen Therapieform, die aus dem erlebten Leid Lehren für

Die genannten neueren Leidbearbeitungsstrategien unterscheiden sich von den traditionellen Erklärungsversuchen des Leids, indem sie auf die spekulative Rückschau nach dem Grund des Leides verzichten und stattdessen den Blick auf das Jetzt und die Zukunft richten.



Wie werde ich glücklich?

„Es kommt nie und nimmer darauf an, was wir vom Leben zu erwarten haben, viel mehr lediglich darauf: Was das Leben von uns erwartet“, so Viktor Frankl. Im Podcast von Radio Horeb spricht der Philosoph und Psychotherapieforscher Alexander Batthyány über Frankls Vermächtnis und die zentrale Paradoxie des Daseins:
[www.tinyurl.com/zsbw-frankl \(MP3\)](http://www.tinyurl.com/zsbw-frankl)

„QUÄL DICH, DU SAU!“

Leid und Lust sind bei sportlichen Extremerfahrungen kaum zu trennen – der berühmte Zuruf von Radrennfahrer Udo Bölts an seinen Teamkollegen Jan Ullrich auf der 18. Etappe der Tour de France 1997 lässt es erahnen: Sich selber zu quälen, kann glücklich machen

Von Frank Hofmann

Die Bibel liefert uns ein abschreckendes Beispiel für extreme sportliche Erfahrungen: Nachdem der Prophet Elia auf dem Karmel 850 Diener anderer Gottheiten eigenhändig umgebracht hatte, fürchtete er zu Recht die Rache der Herrscher und, so heißt es in 1. Könige 19,3 wörtlich, „lief um sein Leben und kam nach Beerscheba“. Von der Berggruppe Karmel am Mittelmeer bis nach Beerscheba in der judäischen Wüste sind es um die 100 Kilometer. Eine Streckenlänge, die 250 Runden um den Sportplatz entspricht. In maximalem Tempo. Die weltbesten Sportler schaffen das in gut sechs Stunden. Wie lange Elia, kaum trainiert und nach einer Hungersnot in Samaria schlecht ernährt, gebraucht hat, steht nicht in der Bibel. Aber wir können lesen, wie er sich nach dieser Qual gefühlt hat: Er wünschte zu sterben (1. Könige 19,4).

Körperliche Anstrengung kann uns an die Grenzen unserer Leidensfähigkeit bringen. Der Gesamtführende Jan Ullrich



Dr. Dr. Frank Hofmann ist Referent für Kommunikation im Amtsbereich der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD). Er gehört dem Herausgeberkreis von ZUR SACHE BW an.

war 1997 auf jener heißen und bergigen 18. Etappe der Tour de France durch die Vogesen trotz allerlei Helferchen völlig ausgebrannt, körperlich am absoluten Limit und wäre „am liebsten vom Rad gefallen“. Das Gelbe Trikot war in Gefahr. Aus dem Tunnelblick der Erschöpfung erlöste ihn sein Teamkollege mit jenem drastischen Zuruf „Quäl dich, du Sau“, der schnell legendär wurde.

Wer schon mal einen Marathon gelaufen ist, kennt solche Quäl-dich-Momente. Meist ereignen sie sich zwischen Kilometer 30 und 35. Man spricht vom „Hammermann“, der brutal zuschlägt. Es ist keine langsame Entwicklung, es ist ein plötzlicher K.-o.-Schlag. Dahinter steckt ein Phänomen des Stoffwechsels. Nach dieser Distanz hat der Körper seine Kohlenhydratspeicher leer geräumt – egal, wie viele Nudeln man am Vorabend gegessen hat. Nun muss er die Energie aus seinen Fettreserven holen, was er ungern tut, wenn er das nicht zuvor regelmäßig üben musste. Aus dem lockeren



Das Wiedersehen

Für die Dokuserie „Mythos Tour“ treffen sich Jan Ullrich und Udo Bölts nach vielen Jahren am Ort des Geschehens wieder. Über zwei Staffeln ergründet die ARD-Produktion die Faszination der Tour de France – und fragt, wie zeitgemäß sie noch ist:
www.tinyurl.com/zsbw-mythos-tour

Lauf wird dann von einem Kilometer auf den anderen ein Kampf gegen den eigenen Körper. Obwohl nur noch ein Bruchteil der Strecke zu bewältigen ist, scheint das Ziel in unerreichbarer Ferne. Man weiß noch nicht mal, wie man bis zur nächsten Wasserstation kommen soll. Ein qualvoller Zustand, der gleichzeitig physisch und psychisch empfunden wird.

Grenzerfahrung als Befreiung

Und doch kann man nach solchen Momenten süchtig werden. Ich weiß, wovon ich rede. Ich bin über Jahre hinweg Marathons gelaufen und habe Langdistanz-Triathlons absolviert: 3,8 Kilometer Schwimmen, 180 Kilometer Radfahren, 42,2 Kilometer Laufen – alles hintereinander weg. Dafür habe ich täglich im Umfang eines Halbtagsjobs trainiert. Morgens um 5 aus dem Bett, 25 Kilometer durch den Wald auf nüchternen Magen, mit dem Rennrad über Umwege ins Büro, in der Mittagspause Krafttraining, abends ins Schwimmbad, Kacheln zählen, bis die 4000 Meter voll waren. Andere hätten es als Folter empfunden, für mich war es ein großes Glück.

Der extreme Sport rettete mich aus einer anderen Sucht, die ich mir in einer beruflich schwierigen Phase angeeignet hatte. Meine täglichen Erfolgsergebnisse, die mir der Job gerade nicht bot, bestanden darin, morgens auf der Waage ein paar Zeigerstriche weniger angezeigt zu bekommen. So hungrte ich, 1,86 Meter groß, von 68 auf 52 Kilo runter. Urlaubsbilder aus der Zeit zeigten mich als ein Skelett mit Haut, ich fand das schön. Hätte ich das Laufen nicht entdeckt und damit meinen Ehrgeiz auf andere Ziele gelenkt, wäre ich wahr-

scheinlich nur klinisch zu retten gewesen. Viele Trainingskumpels, die ich durch den Triathlon kennenlernte, hatten ähnliche Vorgeschiedenheiten. Alkohol, Zigaretten, Drogen, Fressattacken. Im Sport konnten sie ihre Sucht ins gesunde oder zumindest gesündere Spektrum verlagern.

Solche biografischen Zusammenhänge erklären zu einem Teil, warum intensivstes sportliches Training trotz des damit verbundenen Leids – Überwindung, Anstrengung, Schmerzen – befreiend wahrgenommen werden kann. In den Momenten des Verausgabens, der völligen Hingabe an die muskulären und aeroben Grenzen, spielen die Süchte keine Rolle mehr. Der Körper produziert unter anhaltendem Belastungsdruck Endorphine, die ein Wohlfühlgefühl auslösen. Auch wenn die Rede von einem rauschähnlichen „Runner's High“ übertrieben ist, kann trotz der Belastung zeitweise eine beruhigende innere Balance empfunden werden, die erst beim Überschreiten der gewohnten Trainingsgrenzen wieder in Qual umschlägt.

Mindestens drei wesentliche Merkmale unterscheiden allerdings das sportlich bedingte körperliche Leid von anderen Arten zu leiden:

1. Sportliche Extremleistungen sind ein Akt der Selbstbestimmung. Sie sind frei gewählt. Und auch wenn ich im Moment denke, den Wettkampf aufzugeben oder das Training abzubrechen, wäre mein persönlicher Untergang, so zwingt mich doch nichts anderes als mein Wille zum Weitermachen. Jederzeit kann ich mich der Qual entziehen oder sie runterdosieren. Das gilt für die meisten anderen Leidarten nicht.

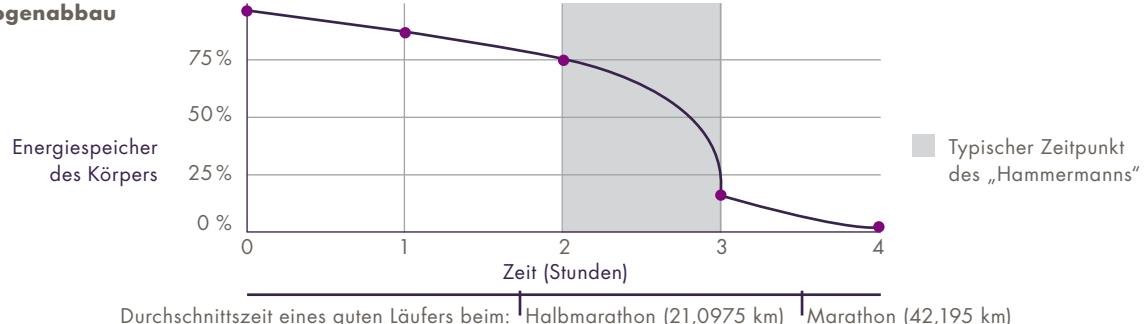
2. Sportliches Leid hat einen Sinn – es entfällt die Frage: Warum ich? Wenn ich den Leidregler hochdrehe und schneller laufe oder mehr Gewichte stemme, verbessert sich der Trainingseffekt oder meine Platzierung im Feld. Je größer das Leid, desto effektiver das Resultat. Deshalb ist sportliches Leid auch gerecht – der belohnende Ausgleich folgt unmittelbar und nicht erst im Jüngsten Gericht.

3. Sportliches Leid ist nicht mit Scham verbunden, sondern mit Anerkennung. Ich bin gar nicht in Versuchung, meine Qualen zu verheimlichen – und wenn doch, dann aus Bescheidenheit und nicht, weil sie mir peinlich wären.

Wer sich selbst systematisch belastet, hält auch anderen Belastungen besser stand

Sportliche Qual kann andere, unangenehme und nicht selbst gewählte Leidarten aber durchaus mindern. Ausdauersport ist eine so umfassende Therapie, dass ein gleich wirksames Medikament wahrscheinlich als Wunderpille gefeiert werden würde. Die Risiken für kardiovaskuläre Erkrankungen – unter anderem Herzinfarkt, Schlaganfall, Bluthochdruck – sowie deren häufige Ursache Diabetes werden durch regelmäßige körperliche Bewegung zwischen 30 und 90 Prozent reduziert. Die durchschnittliche Lebenserwartung kann durch das Verbrennen von 2000 Kilokalorien pro Woche durch Sport um bis zu sieben Jahre verlängert werden. Auch bei psychischen Krankheiten und Befindlichkeitsstörungen – Burn-out, Angstzustände, depressive Verstimmungen, posttraumatische Belastungsstörungen – wird wohl-

Der „Hammermann“: Glykogenabbau beim Marathonlauf



Quelle: Jeukendrup AE: Nutrition for endurance sports: marathon, triathlon, and road cycling, Journal of Sports Sciences, 2011

dosierte körperliche Anstrengung als Therapie oder therapieunterstützend eingesetzt. Wer sich selbst systematisch belastet, hält offenbar kontingente, nicht selbst gewählte Belastungen besser aus. Der Umgang mit Leid an Körper, Geist und Seele kann durch sportliche Anstrengung in einem gewissen Maß trainiert werden.

Sogar für unseren biblischen Helden Elia entpuppte sich die übermenschliche Kraft-

anstrengung am Ende als eine Art Therapie: Nach weiteren 40 Tagen Fasten, Wandern und Bergsteigen war aus dem brutalen Massenmörder so ein Sensibelchen geworden, dass er Gott in einem Hauch von Nichts, einem „sanften Säuseln“ (1. Könige 19,12) wahrnehmen konnte. ▀



Quält sich: Der deutsche Langstreckenläufer Amanal Petros kommt bei der Leichtathletik-WM im September in Tokio nur knapp hinter Alphonse Felix Simbu (Tansania) ins Ziel



Sport hilft bei psychischen Erkrankungen

Das zeigt das von der Universität Tübingen entwickelte Programm „ImPuls – Starke Psyche durch Motivation und Bewegung“. Rund 400 Patientinnen und Patienten mit Depressionen, Angst- oder Schlafstörungen nahmen teil und zeigten nach sechs Monaten eine deutliche Besserung ihrer Symptome:
www.tinyurl.com/zsbw-impuls



WER DAS KREUZ AUFNIMMT, FINDET CHRISTUS



In seinem Buch „Nachfolge“ wendet Bonhoeffer sich gegen eine bürgerliche Christlichkeit, die das notwendige Leiden Christi – und derer, die ihm bis heute nachfolgen – nicht verstehen und daher auch nicht akzeptieren kann. Im Folgenden drei Abschnitte aus dem Kapitel „Die Nachfolge und das Kreuz“

Von Dietrich Bonhoeffer



Prof. Dr. Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) war lutherischer Theologe und Widerstandskämpfer in der Zeit des Nationalsozialismus. Sein Buch „Nachfolge“ (erschienen 1937) gründet auf Vorlesungen, die er 1935 als Leiter des Predigerseminars der Bekennenden Kirche in Finkenwalde hielt, und ist sein letztes und umfangreichstes zu Lebzeiten abgeschlossenes Werk.

Kreuz ist nicht Ungemach und schweres Schicksal, sondern es ist das Leiden, das uns aus der Bindung an Jesus Christus allein erwächst. Kreuz ist nicht zufälliges, sondern notwendiges Leiden. Kreuz ist nicht an die natürliche Existenz gebundenes Leiden, sondern an das Christsein gebundenes Leiden. Kreuz ist überhaupt nicht nur wesentlich Leiden, sondern Leiden und Verworfenwerden, und auch hier streng genommen, um Jesu Christi willen verworfen werden, nicht um irgend eines anderen Verhaltens oder Bekenntnisses willen. Eine Christlichkeit, die die Nachfolge nicht mehr ernst nahm, die aus dem Evangelium allein den billigen Glaubenstrost ge-

macht hatte und für die im Übrigen natürliche und christliche Existenz ungeschieden ineinander lag, musste das Kreuz als das tägliche Ungemach, als die Not und Angst unseres natürlichen Lebens verstehen. Hier war vergessen, dass Kreuz immer zugleich Verworfensein bedeutet, dass die Schmach des Leidens zum Kreuz gehört. Im Leiden ausgestoßen, verachtet und verlassen zu sein von den Menschen, wie es die nicht enden wollende Klage des Psalmisten ist, dieses wesentliche Merkmal des Kreuzesleidens kann eine Christlichkeit nicht mehr begreifen, die bürgerliche und christliche Existenz nicht zu unterscheiden weiß. Kreuz ist Mitleiden mit Christus, Christusleiden. Allein die Bin-

dung an Christus, wie sie in der Nachfolge geschieht, steht ernstlich unter dem Kreuz.

„– der hebe sein Kreuz auf“ – [Markus 8,34] es liegt schon bereit, von Anfang an, er braucht es nur aufzuheben. Damit aber keiner meine, er müsse sich selbst irgendein Kreuz suchen, er müsse willkürlich ein Leiden aufzusuchen, sagt Jesus, es sei einem jeden sein Kreuz schon bereit, ihm von Gott bestimmt und zugemessen. Er soll das ihm verordnete Maß von Leiden und Verworfensein tragen. Es ist für jeden ein anderes Maß. Den einen würdigt Gott großer Leiden, er schenkt ihm die Gnade des Martyriums, den anderen lässt er nicht über seine Kraft versucht werden. Doch ist es das Eine Kreuz.



Dietrich Bonhoeffer:
Nachfolge,
Gütersloher Verlagshaus,
Gütersloh 2008,
392 Seiten, 24 Euro.

Kreuz tragen, Leid überwinden:
Im bayerischen Altötting umrundet
eine Frau die Gnadenkapelle



[...]

Wie aber soll der Jünger wissen, was sein Kreuz ist? Er wird es empfangen, wenn er in die Nachfolge des leidenden Herrn eintritt, er wird in der Gemeinschaft Jesu sein Kreuz erkennen. So wird das Leiden zum Kennzeichen der Nachfolger Christi. Der Jünger ist nicht über seinen Meister. Nachfolge ist passio passiva, Leidensmüssen. So hat Luther unter die Zeichen der rechten Kirche das Leiden zählen können. So hat eine Vorarbeit zur Augustana¹

die Kirche bestimmt als die Gemeinde derer, „die verfolgt und gemartert werden über dem Evangelium“. Wer sein Kreuz nicht aufnehmen will, wer sein Leben nicht zum Leiden und zur Verwerfung durch die Menschen geben will, der verliert die Gemeinschaft mit Christus, der ist kein Nachfolger. Wer aber sein Leben in der Nachfolge verliert, im Kreuztragen, der wird es in der Nachfolge selbst, in der Kreuzesgemeinschaft mit Christus wiederfinden. Das Gegenteil zur Nachfol-

ge ist das Sichschämen Christi, sich des Kreuzes schämen, das Ärgernis am Kreuz.

Nachfolge ist Bindung an den leidenden Christus. Darum ist das Leiden der Christen nichts Befremdliches. Es ist vielmehr lauter Gnade und Freude. Die Akten der ersten Märtyrer der Kirche bezeugen es, dass Christus den Seinen den Augenblick des höchsten Leidens verklärt durch die unbeschreibliche Gewissheit seiner Nähe und Gemeinschaft. So wurde ihnen mitten in der furchtbarsten Qual, die sie um ihres Herrn willen ertragen, die höchste Freude und Seligkeit seiner Gemeinschaft zuteil. Das Tragen des Kreuzes erwies sich ihnen als die einzige Überwindung des Leidens. Das aber gilt für alle, die Christus nachfolgen, weil es für Christus selbst galt.

[...]

Gott ist ein Gott des Tragens. Der Sohn Gottes trug unser Fleisch, er trug darum das Kreuz, er trug alle unsere Sünden und schuf durch sein Tragen Versöhnung. So ist auch der Nachfolger zum Tragen berufen. Im Tragen besteht das Christsein. Wie Christus im Tragen die Gemeinschaft des Vaters bewahrt,

so ist das Tragen des Nachfolgenden Gemeinschaft mit Christus. Der Mensch kann die ihm auferlegte Last auch abschütteln. Aber er wird damit nicht von der Last überhaupt frei, sondern er trägt nun eine viel schwerere, unerträglichere Last. Er trägt das selbstgewählte Joch seiner selbst. Jesus hat alle, die mit mancherlei Leiden und Lasten beladen sind, gerufen, ihr Joch abzuwerfen und sein Joch auf sich zu nehmen, das sanft, und seine Last, die leicht ist. Sein Joch und seine Last ist das Kreuz. Unter diesem Kreuz zu gehen ist nicht Elend und Verzweiflung, sondern Erquickung und Ruhe für die Seelen, ist höchste Freude. Hier gehen wir nicht mehr unter selbstgemachten Gesetzen und Lasten, sondern unter dem Joch dessen, der uns kennt und der selbst mit unter dem Joch geht. Unter seinem Joch sind wir seiner Nähe und Gemeinschaft gewiss. Er selbst ist es, den der Nachfolgende findet, wenn er sein Kreuz aufnimmt.

¹ Das Augsburger Bekenntnis (Confessio Augustana) wurde 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg als Zusammenfassung des evangelisch-lutherischen Glaubens vorgelegt.

**„Da sprach Jesus zu seinen Jüngern:
Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst
und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.“**

Matthäus 16,24

DAS LEIDEN ANDERER BETRACHTEN

**Susan Sontags Essay zur Kriegsfotografie
und gegenwärtige Bilder des Krieges**

Von Roger Mielke

Was wir überhaupt vom Krieg wissen, wissen wir durch Bilder. Damit etwas für uns real wird, brauchen wir Bilder. Worte – Nachrichten, Kommentare und Analysen – sind zunächst Bildunterschriften.

Freilich stehen Bilder nicht für sich, sie sind immer eingebettet in Erzählungen. Susan Sontag beschreibt in ihrem berühmten, 2003 erschienenen Essay über Kriegsfotografie „Das Leiden anderer betrachten“ den Unterschied so: „Erzählungen können uns etwas verständlich machen. Fotos tun etwas anderes: Sie suchen

uns heim und lassen uns nicht mehr los.“ Sontags Überlegungen setzen bei 9/11 an, beim Angriff vom 11. September 2001 auf die New Yorker Twin Towers und die folgenden Kriege in Afghanistan und im Irak. Das Interesse an der Fotografie spiegelt Sontags Lebensthema: Ihr ging es, vor allem in ihren Essays über zeitgenössische Kunst, um „die Verteidigung der Wirklichkeit“. In ihrem berühmten Essay „Gegen Interpretation“ schrieb sie an gegen das Verschwinden der Wirklichkeit hinter den wuchernden Interpretationen.



Militärdekan Dr. Roger Mielke
leitet das Evangelische Militärpfarramt
Koblenz III am Zentrum Innere Führung
der Bundeswehr



Susan Sontag (1933–2004) zählte zu den einflussreichsten Intellektuellen des 20. Jahrhunderts. Als Autorin, Essayistin und Vermittlerin europäischer, insbesondere deutschsprachiger Literatur prägte sie das kulturelle Denken in den USA. Ihre Schriften zur Fotografie sind bis heute Referenztexte. Die Fotografin Annie Leibovitz war ihre Partnerin.

Krieg sichtbar machen:
Das Bild „The Falling Soldier“,
das den Tod eines Soldaten im
Spanischen Bürgerkrieg zeigt,
ist die bekannteste Aufnahme
Robert Capas



Wirklicher als das gesprochene Wort

Kriegsfotografie hat es, so Sontags These, mit Wirklichkeit im eminenten Sinne zu tun: mit der Wirklichkeit des Leidens und des Schmerzes, die den Menschen trifft, weil er ein leibliches Wesen ist. Dem Schmerz kann man nicht entrinnen. Sontag zitiert den amerikanischen

Publizisten Walter Lippmann, der über die Kriegsfotografie aus dem Ersten Weltkrieg schrieb: „Heute besitzen Fotos für unsere Vorstellungskraft jene Autorität, die gestern noch dem gesprochenen Wort zukam. Sie erscheinen über die Maßen wirklich.“



Literatur

- Susan Sontag: **Das Leiden anderer betrachten**, Fischer, Frankfurt am Main 2005, 152 Seiten, 20 Euro.
- Susan Sontag: **Standpunkt beziehen. Fünf Essays**, Reclam, Ditzingen 2016, 64 Seiten, 7 Euro.
- Carol Guzy, Lynsey Addario, Paula Bronstein, Svet Jacqueline, Justyna Mielnikiewicz: **Relentless Courage: Ukraine and the World at War**, Blue Star Press, Bend / Oregon 2022, 204 Seiten, 37,99 Euro.



Gewann mehrere Preise:
Mohammed Salems Bild
einer Palästinenserin,
deren Nichte bei Angriffen
der israelischen Armee
auf die Stadt Chan Yunis
ums Leben kam

Kurz nach dem Massaker:
Die Fotografien von Carol Guzy
aus der Stadt Butscha trugen dazu
bei, die Gräuel der russischen
Armee ins kollektive Bewusstsein
zu bringen



Seit Urzeiten gehört kriegerische Gewalt, im Handeln und im Erleiden, zur menschlichen Lebenswirklichkeit. Kriegsfotografie ist dagegen, wie das Medium Fotografie überhaupt, ein Produkt der technischen Zivilisation. Die Stunde der Kriegsfotografie begann erst mit dem Krimkrieg (1853–1856). Lippmanns Satz reflektiert die Materialschlachten des Ersten Weltkrieges. Dort versagten die Worte und herkömmlichen Versuche der Weltdeutung. Die Fotos aus den Schützengräben, die Bilder von furchtbar entstellten Versehrten, versprachen dagegen Authentizität.

Ein ikonisches Foto wie „The Falling Soldier“ von Robert Capa aus dem Spanischen Bürgerkrieg und überhaupt die Arbeit der „Kriegsreporter“ waren technisch erst mit den Mitteln der Kleinbildfotografie, seit 1924, möglich. Capas Bild des fallenden republikanischen Soldaten ist höchst ambivalent: Der stillgestellte Sekundenbruchteil des Todes, für alle Zeiten eingefroren, kontrastiert der Dynamik des Stürzens. Robert Capas verwaschene Bilder von den Landungsstränden der Normandie am D-Day 1944, Nick Úts Foto des vor einem Napalmangriff flüchtenden vietnamesischen Mädchens und viele andere klassische Kriegsbilder arbeiten mit diesem Kontrast von Stillstand und Geschwindigkeit.

Bilder, die Geschichte schreiben

Und heute? Können Kriegsfotografien noch den Anspruch aufrechterhalten, „über die Maßen wirklich zu sein“? Im Zeitalter von „Deep Fake“, massenhafter digitaler Bildproduktion und globaler Zirkulation in Echtzeit scheint das Bild überhaupt entwertet zu sein. Und doch gibt es diese singulären Bilder, die als schockierender Angriff der Wirklichkeit auf den Betrachter wirken. Im Jahr 2015 hat das Bild des im Mittelmeer ertrunkenen Jungen Alan Kurdi, der von einem türkischen Polizisten behutsam auf den Armen geborgen wird, die Flüchtlingspolitik maßgeblich beeinflusst und da-

mit Geschichte geschrieben. Die Bilder aus Butscha haben 2022 noch ganz zu Beginn des russischen Angriffskrieges den Widerstandswillen der Ukraine angefacht und die Öffentlichkeit in den westlichen Nationen, gerade auch in Deutschland, zur Hilfeleistung bewegt. Exemplarisch dafür sind etwa die Bilder der Fotografin Carol Guzy.

Mehr als nur Einzelschicksale

Seit dem 7. Oktober 2023, dem Tag der Massenmorde der Hamas-Terroristen an israelischen Zivilisten, sind es die Bilder aus Gaza, die eine globale Öffentlichkeit mobilisieren. Exemplarisch dafür sei nur Mohammed Salems Foto „A Palestinian Woman Embraces the Body of Her Niece“ genannt. Es wurde mit dem „Photo of the Year“-Award für das Jahr 2024 ausgezeichnet.

Salems Bild zitiert die christliche Tradition der Pietà, der um ihren toten Sohn weinenden Mutter Jesu. Beide Gestalten sind verhüllt: Die trauernde Frau, eingehüllt in ihr Gewand, umarmt das tote, in Leichentücher gewickelte Mädchen. Das einzige Stück des unbedeckten menschlichen Körpers, das sichtbar ist, ist die linke Hand der Trauernden. Sie birgt, zärtlich und kraftvoll zugleich, den Kopf des toten Mädchens. Die Würde der Abgebildeten wird gewahrt. Der Fotograf beschreibt sein eigenes Bild als „powerful and sad moment that sums up the broader sense of what was happening in the Gaza Strip“. Das Foto zeigt, indem es verhüllt; es wirkt, ohne schockierende körperliche Details zu zeigen, als eine Attacke des Schmerzes auf den Betrachter. Gleichzeitig trägt es den Untertitel einer politischen Botschaft. Das Einzelne steht für ein Ganzes. Das Leiden vereinzelt den Beobachter und ruft ihn zugleich auf, sich einer Interpretationsgemeinschaft anzuschließen.

Vom Mitleid zur Mitverantwortung?

Salems überaus kunstvolles Bild zeigt exemplarisch, wie in der Kriegsfotografie Dokumentation, Ästhe-

tik und politische Botschaft ineinander verschlungen sind. Verlieren die Darstellung des Schmerzes und die Einsicht in das zerbrechliche Menschsein ihre Kraft durch die Schönheit der Darstellung, durch ästhetische Stilisierung? Und: Hebt politische Instrumentalisierung die Wirklichkeit des dargestellten Leidens auf? Beides mag sein, wo Ästhetisierung und Ideologisierung zu aufdringlich werden. Weder das eine noch das andre aber muss notwendigerweise so sein: Die Wirklichkeit greift auch als ästhetisch gestaltete und politisch geformte nach Leib, Seele und Geist der Betrachterin. Und doch muss gefragt werden: Wem nützt das Bild, wer profitiert von seiner Botschaft?

Was also löst die Betrachtung des Leidens anderer aus? Rührung, Sentimentalität, Mitleid? Ein Übermaß an ungefilterter Darstellung der Folgen von Gewalt stumpft ab. Gewalt erscheint dann als unabänderliches Fatum. Es entsteht eine Passivität, die von der Mitverantwortung für das Gezeigte absieht. Sontag schreibt: „Solange wir Mitgefühl empfinden, kommen wir uns nicht wie Komplizen dessen vor, wodurch das Leiden verursacht wurde.“ Diese These ist für die Bilder aus Gaza sicher problematischer als für diejenigen aus der Ukraine. Welche Mitverantwortung tragen „wir“, die Betrachter im noch friedlichen Deutschland, und was wird uns abverlangt, um das Leiden in Pokrowsk oder in Gaza zu beenden? Der moralische Impuls dieser Bilder ist kostbar und kaum zu neutralisieren. Dies ist es wohl, was Kriegsfotografie im besten Sinne leisten kann. ▀



Capa-Haus in Leipzig

In einem Haus an der heutigen Jahnallee 61 in Leipzig dokumentierte Robert Capa den Tod eines US-Soldaten. Die Serie „Last Man to Die“ wurde schon bald zum Symbol für das sinnlose Sterben in den letzten Kriegstagen. Seit 2023 erinnert das Capa-Haus an diesen Moment – als Ausstellungs- und Begegnungsort, der auch Capas Partnerin, der Fotografin Gerda Taro, gewidmet ist.

„MIT BILDERN AN EMOTIONEN HERANKOMMEN“

**Cornelia Haas hat das Bilderbuch „Land der Steine“ illustriert.
Sie sagt, wie sie psychisches Leid sichtbar macht und wie
das Buch traumatisierten Soldatinnen und Soldaten helfen kann**

Interview: Katharina Müller-Güldemeister



Frau Haas, worum geht es im Buch „Land der Steine“?

Um moralische Verletzungen in Einsätzen, die nachhaltig das psychische und seelische Gleichgewicht von Soldatinnen und Soldaten erschüttern und ihr Wertesystem infrage stellen.

Welche Situationen könnten das sein?

Zum Beispiel, dass man in einem Jeep als Beifahrer mitfährt, den man normalerweise selbst lenkt. Dann fährt der Jeep auf eine Mine. Der Kamerad stirbt, man selbst überlebt. Manche lässt der Gedanke nicht los, dass eigentlich sie selbst hinterm Steuer hätten sitzen sollen.

Im Buch erzählt eine Soldatin, die im Kosovo im Einsatz war, dass sie sich von Menschen, denen sie vertraut hat, verraten gefühlt hat. Was könnte sie erlebt haben?

Ihr Selbstbild als Soldatin könnte infrage gestellt worden sein. Viele Soldatinnen und Soldaten begreifen sich als Held oder Beschützer. Es kann jedoch passieren, dass man jemandem helfen wollte, es aber nicht konnte oder durfte. Vielleicht gehörte es nicht zum Auftrag, so weit einzugreifen. Oder es wurden Fehlentscheidungen getroffen. Dann kann es passieren, dass man seine Vorgesetzten, die Institution Bundeswehr, den Staat und letztlich alles infrage stellt.



Zum Buch

„Land der Steine. Ein therapeutisches Bilderbuch über moralische Verletzungen“ erschien 2022 nach einer Idee von Kathrin Schrocke und mit Bildern von Cornelia Haas. Interessierte können das Bilderbuch beim Psychotraumazentrum der Bundeswehr oder ASEM, dem „Arbeitsfeld Seelsorge für unter Einsatz- und Dienstfolgen leidende Menschen“ anfragen.



Katharina Müller-Güldemeister ist freie Journalistin in Berlin.



Prof. Dipl.-Des. Cornelia Haas ist Grafik-Designerin und illustriert Kinder- und Jugendbücher. Seit 2018 ist sie Professorin für Illustration an der Fachhochschule Münster.



Die traumatischen Erlebnisse selbst bleiben im Buch auffällig vage. Warum?

Die Bilder sind absichtlich offengehalten, damit sich möglichst viele Menschen darin wiederfinden können. Wir wollten außerdem nicht auf das Geschehen in den Einsätzen verweisen, sondern auf die Probleme, die sich daraus im Alltag ergeben. Was die Betroffenen selbst erlebt haben, kann Teil eines Therapiegesprächs sein.

Welche Grenzen gibt es bei der Darstellung von Leid?

Grundsätzlich gibt es keine Grenzen bei der Darstellung von Leid, sofern dies der Intention eines Textes oder Projekts dienlich ist. Die Darstellung von großem seelischen oder körperlichen Leid, zum Beispiel durch die Beschreibung klarer oder brutaler Situationen akuten Leids, wäre für dieses Projekt zu individuell, nicht allgemeingültig und auch nicht metaphorisch genug gewesen. Außerdem können solche expliziten Darstellungen retraumatisierend wirken.

Haben Sie versucht, so zu illustrieren, dass Retraumatisierungen vermieden werden?

Nein, das kann ich nicht komplett vermeiden. Deshalb sollten Betroffene das Buch nur gemeinsam mit einem Therapeuten oder Seelsorger lesen. Es können Gefühle ausgelöst werden, denen man nicht ohne Hilfe ausgesetzt sein möchte.

Sie liegen im Weg, bringen einen zum Stolpern: Die Steine stehen im Buch metaphorisch für die Last, die man aus Einsätzen nach Hause bringt

„Ich konnte nicht helfen, obwohl ich es so wollte“

Wie entstehen moralische Verletzungen bei Soldaten? Welche Rolle spielt das Schamgefühl dabei? Und welche Ansätze zur Therapie gibt es? Oberstarzt Peter Zimmermann, der beratend am Buch „Land der Steine“ mitgewirkt hat, erklärt im Interview mit „Psychologie Heute“, was über die Erkrankung bekannt ist:

www.tinyurl.com/interview-zimmermann



Wie kann das Buch in der Traumatherapie helfen?

Mit Bildern kann man viel schneller an Emotionen herankommen, da einige intellektuelle Barrieren umgangen werden, die sonst vor den Gefühlen stehen.

Wie der Titel bereits verrät, kommen im Buch viele Steine vor.

Ein Mann versucht, sie zu essen, ein anderer, sie wegzutragen.

Wofür stehen die Steine?

Die Situationen der betroffenen Soldatinnen und Soldaten sind sehr individuell. Bei einem therapeutischen Buch kann ich nicht einfach eine Szene nehmen und hoffen, dass sich alle darin wiedererkennen. Ich brauche eine Metaphorik, also ein übertragenes Bild, das für alle gelten kann. Dann kam die Autorin Kathrin Schrocke auf die Idee mit den Steinen. Ich fand das sehr passend. Man kann sie sich in den Einkaufswagen laden. Man kann mit ihnen abstürzen. Sie können einem im Magen liegen, auf dem Rücken lasten, im Weg liegen, einen ins Stolpern bringen oder von innen das Zuhause verschütten. Steine passen auch zu den Landschaften, in denen Einsätze stattgefunden haben, zum Beispiel in Afghanistan oder Mali. Sie bedeuten die Last, die man aus Einsätzen mit nach Hause bringt.

Im Laufe des Buches passiert dann etwas mit den Steinen.

Sie erodieren, setzen Moos an, werden bunter. Wofür steht diese Verwandlung?

Ein Trauma geht nicht weg. Es ist Teil der Lebenserfahrung und prägt die Persönlichkeit. Aber man kann lernen, mit dem Trauma anders umzugehen. Es kann tatsächlich Gras darüber wachsen. Oder man kennt den Trigger und reagiert nicht mehr so stark darauf, weil man sich die Gefühle bewusst macht und sich sagt: Das hat mit der Realität und dem Jetzt nichts zu tun. Das ist Vergangenheit. So kann man seine Haltung dazu ändern. Im Buch verändern sich deshalb auch die Steine. Man kann sie vom Rücken nehmen und damit etwas bauen – als Erinnerung, aber eben nur als Erinnerung und nicht als reales, existierendes Problem. Die Steine sind also noch da, aber sie haben eine andere Wirkung.

Haben Sie eine persönliche Verbindung zu dem Thema Trauma?

Ich habe selbst Erfahrung mit Traumata. Deshalb ist es auch zu einem Herzensprojekt geworden. Die Bildmotive sind jedoch ausschließlich durch das Lesen der Texte und die Recherche entstanden. Mit meinen persönlichen Erfahrungen haben sie nichts zu tun, da es sich in meinem Fall um frühkindliche oder vorgeburtliche Traumata handelte. Thematisch sind beide Bereiche zu weit voneinander entfernt, um tatsächlich Anregungen zu liefern. Auf-



Infos und Hilfe für Betroffene

- Psychosoziales Netzwerk (PSN) am Standort
- www.ptbs-hilfe.de: Infoseite der Bundeswehr zu PTBS mit anonymem Kontaktformular
- Kostenlose anonyme Telefonhotline des Psychotraumazentrums: 0800 5887957
- Die App „Coach PTBS“ bietet Informationen und Übungen zur Stressbewältigung

grund meiner persönlichen Erfahrungen habe ich allerdings ein tieferes Verständnis für die medizinischen, aber auch alltäglichen Erfahrungen, die Traumatisierte oder Angehörige machen.

Was würden Sie sich wünschen?

Ich finde es wichtig, dass Soldatinnen und Soldaten, die im Einsatz waren, gut betreut werden und nicht alleingelassen werden. Das Gleiche gilt für ihre Familien, die ja mitbetroffen sind. Und das sollte auch der Staat berücksichtigen. Der Krieg hört schließlich nicht auf, wenn man im Flieger nach Hause sitzt.

Gras drüber wachsen
lassen: Die Steine bleiben,
aber sie verändern ihre
Wirkung – so wie ein
Trauma Teil der Lebens-
erfahrung bleibt



ASEM: ein Angebot der Seelsorge



Das „Arbeitsfeld Seelsorge für unter Einsatz- und Dienstfolgen leidende Menschen / ASEM“ ist ein Angebot der Evangelischen Militärseelsorge. Es richtet sich an aktive und ehemalige Angehörige der Bundeswehr, die im Dienst körperliche oder seelische Verwundungen erlitten haben, deren Familien sowie Hinterbliebene. Angeboten werden Seminare und Auszeiten, in denen Menschen durch die Beratung von Experten lernen, mit dem Erlebten besser zurechtzukommen:
www.tinyurl.com/zsbw-asem

DIE GANZ GEWÖHNLICHE MAGIE DER LEIDBEWÄLTIGUNG

Resilienz, die Fähigkeit, sich an widrige Umstände anzupassen und Krisen zu überstehen, ist kein seltener Ausnahmezustand, sondern eher der Normalfall – und kann gefördert werden

Von Karl-Heinz Renner

Die US-amerikanische Entwicklungspsychologin Emmy Werner startete 1955 auf Kauai (Hawaii) eine Studie mit allen 698 in diesem Jahr geborenen Kindern, die sie über mehr als drei Jahrzehnte hinweg regelmäßig untersuchte (Werner, 1993). Etwa ein Drittel der Kohorte wurde aufgrund mehrfacher Belastungen (Armut, Geburtskomplikationen, Alkoholprobleme oder psychische Erkrankungen eines Elternteils) als Risikogruppe

eingestuft. Von diesen „Risikokindern“ entwickelten rund zwei Drittel erwartungsgemäß bis zum 18. Lebensjahr deutliche Lern- und Verhaltensauffälligkeiten und teilweise auch delinquentes Verhalten. Das übrige Drittel zeigte jedoch keine derartigen Probleme; im Gegenteil: Diese Kinder wurden von ihren Eltern als lebhaft, neugierig und unkompliziert beschrieben; sie verfügten über gute Kommunikationsfähigkeiten, waren selbstständig und hatten

verschiedene Hobbys – trotz der Risiken und Belastungen! Im militärischen Kontext zeigen Studien, dass mehr als 70 % aller Soldaten nach Kriegseinsätzen ein normales Leben ohne psychische Beeinträchtigungen führen (Meichenbaum, 2013). Warum ist das so? Warum gelingt es Menschen trotz ungünstiger Entwicklungsbedingungen oder potenziell traumatisierender Erlebnisse, ein normales Leben zu führen und sich sogar positiv zu

entwickeln? Die Antwort darauf lautet: Resilienz – psychische Widerstandsfähigkeit.

Was ist Resilienz?

Der Begriff Resilienz stammt vom lateinischen resilire („zurückspringen“ oder „abprallen“) und wurde ursprünglich in den Naturwissenschaften benutzt, um Materialien zu beschreiben, die nach Verformung wieder in ihren Ursprungszustand zurückkehren. Resilienz ist spätestens seit der COVID-19-Pande-

Deutschland in der Stressfalle



82 % der Menschen sehen sich gelegentlich großen Anspannungen und Belastungen ausgesetzt



41 % davon stehen häufig oder sehr häufig unter hohem Druck



25 % der häufig Gestressten haben Angstzustände deswegen



49 % aller Befragten geben an, der Stress habe in den vergangenen ein bis zwei Jahren zugenommen

Quelle: Forsa-Umfrage von 2025 unter rund 2000 Menschen im Alter von 16 bis 70 Jahren



Nach der Rückkehr
aus Afghanistan:
Auch das soziale
Netz ist wichtig für
die Resilienz

mie in aller Munde und wird als Schlüsselkonzept nicht nur in der Psychologie, sondern auch in anderen Wissenschaften, in den Medien und in der Alltags- sprache verwendet. Die Resilienzforscherin Ann Masten (2025) konstatiert einen zunehmend systemischen und globalen Blick auf Resilienz im Kontext von Klimawandel, Pandemien und großen gesellschaftlichen Umwälzungen. Erkenntnisse aus verschiedenen Feldern (Psychologie, Soziologie,

Umweltwissenschaften u. a.) müssen vor diesem Hintergrund integriert werden, um die Resilienz ganzer Gemeinschaften oder Systeme zu verstehen und zu fördern. Resilienz bezieht sich also nicht nur auf Individuen, sondern auch auf Gruppen, Gemeinschaften, Organisationen, Institutionen, Staaten und ganze Staaten- gemeinschaften. Diese systemische Perspektive liegt auch dem Deutschen Aufbau- und Resilienzplan (DARP) und der

erweiterten Resilienzstrategie der NATO (Enhanced Allied Resilience, siehe Link in der Fußleiste S. 31) zugrunde. Der vorliegende Beitrag fokussiert die psychologische Perspektive auf Resilienz, die allerdings ebenfalls nicht nur das einzelne Individuum in den Blick nimmt.

Resilienz ist in der Psychologie unterschiedlich definiert worden: Als personale Eigenschaft, als *Outcome* und als dynamischer Prozess; mittlerweile



Wie gut ist Ihre innere Widerstandskraft?

Lassen Sie sich schnell aus der Bahn werfen? Verfolgen Sie Ihre Pläne? Sind Sie vielseitig interessiert? In einem Selbsttest des MDR lässt sich – zumindest oberflächlich – herausfinden, wie es um die eigene Resilienz bestellt ist:
www.tinyurl.com/zsbw-resilienz-test

Personen mit hoher Hardiness-Ausprägung interpretieren neue, potenziell belastende und bedrohliche Umweltbedingungen als kontrollierbare Herausforderungen, die sie engagiert und aktiv angehen.

hat sich die Prozessperspektive durchgesetzt. Demnach ist Resilienz der Prozess der gelungenen Adaptation an Widrigkeiten, Traumata, Bedrohungs- und Gefahrenlagen, oder auch an andere signifikante Stressoren (APA, 2010). Diese Definition impliziert zwei Kernkriterien, die durch zwei Fragen illustriert werden können (Masten, 2025): „War eine Person einer erheblichen Gefährdung bzw. Belastung ausgesetzt?“ Und: „Geht es der Person nach dieser Belastung (wieder) gut?“ Wenn beide Fragen mit Ja beantwortet werden können, liegt Resilienz vor. Resi-

lienz zeigt sich also im Nachhinein, in der erfolgreichen Bewältigung von Belastungen. Ob dieser dynamische Prozess der erfolgreichen Bewältigung gelingt, hängt vom systemischen Zusammenwirken personaler, familialer und weiterer umweltbezogener Bedingungen ab, die als Schutz- oder Risikofaktoren wirken.

Schutz- und Risikofaktoren für Resilienz

Auch wenn Resilienz heute von den meisten Forschenden nicht mehr als individuelle Eigenschaft, sondern als dynamischer Prozess untersucht

wird, spielen personenbezogene Schutz- und Risikofaktoren innerhalb dieses Prozesses, in Wechselwirkung mit überindividuellen Bedingungen, dennoch eine bedeutsame Rolle. Intelligenz, Extraversion und Gewissenhaftigkeit beispielsweise sind breite Persönlichkeitsdimensionen, die mit resilienzfördernden kognitiven, emotionalen und motivationalen Fähigkeiten und Bewältigungsstrategien einhergehen. Dazu zählen Fähigkeiten zur Selbstregulation (Impulse und Emotionen steuern, Aufmerksamkeit fokussieren können) und zum Problemlösen, aber

auch Lernfähigkeit sowie ein aktiv-planender Bewältigungsstil anstelle von Passivität und Vermeidung. Die aktive Neubewertung oder sogar positive Uminterpretation belastender Ereignisse ermöglichen es, Stressoren einen neuen, weniger überwältigenden Sinn zu geben (Wessa, 2025). Auch die Fähigkeit, soziale Unterstützung zu suchen und anzunehmen, ist hilfreich. Dagegen zählen Ruminations und Katastrophisieren (ständiges Grübeln bzw. „Wiederkäuen“ sowie übertrieben negativ-verzerrende Interpretation eines belastenden Ereignisses) sowie Selbstbe-

„Wir müssen mit dem Battle-Mindset hochintensiven Gefechts-szenarien begegnen, diese durchstehen und verarbeiten. Die Resilienz als mentale Fähigkeit macht den Unterschied in der Durchsetzungsfähigkeit, unserem Durchhaltevermögen und somit unserer Leistungsfähigkeit; in Summe unserem Einsatzwert.“

Oberst Christian Nawrat

Perspektiven auf Resilienz und Einsatzbereitschaft in der Bundeswehr und der NATO:
www.tinyurl.com/zsbw-resilienz-bw

Gestärkt fürs Gefecht:
Die indische Armee integriert Yoga
in ihre Ausbildung, um körperliche
Fitness, psychisches Wohlbefinden
und das Stressmanagement
zu verbessern und Disziplin und
Belastbarkeit zu fördern



schuldigung zu den eher dysfunktionalen Bewältigungsstrategien. Im militärischen Kontext hat sich das stressspezifische Merkmal *Hardiness* in vielen Studien als protektiver personaler Faktor herausgestellt (Bartone, 1999, Maddi, 2007). *Hardiness* bedeutet nicht Hartherzigkeit oder Gefühllosigkeit, sondern ist durch *Challenge*, *Control* und *Commitment* gekennzeichnet: Personen mit hoher *Hardiness*-Ausprägung interpretieren neue, potenziell belastende und bedrohliche Umweltbedingungen als kontrollierbare Herausforderungen, die sie engagiert und aktiv angehen.

In der eingangs skizzierten Studie von Emmy Werner stellte sich heraus, dass diejenigen Kinder, die sich trotz mehrfacher Belastungen normal und positiv entwickelten, mindestens eine verlässliche Bezugsperson hatten. Solche sicheren Bindungen zu Eltern oder anderen vertrauenswürdigen Erwachsenen und unterstützende Freundschaften bieten den Kindern emotionalen Rückhalt und Modelle für Bewältigung. Weitere soziale Schutzfaktoren (Masten, 2025) sind Zugang zu Bildung und Gemeinschaften (z. B. Vereine, die positive Erfahrungen und Erfolgserlebnisse ermöglichen), Freundesnetzwerke, sichere Wohnumfelder und auch kulturelle Rituale und Werte. Zu Letzteren gehören insbesondere auch religiöse Praktiken und die Unterstützung durch eine Glaubensgemeinschaft. Religion bietet einen Interpretationsrahmen, eine Art „Grammatik“, mit der wir Leid und Heil in ein sinnhaftes Narrativ einbetten und verstehen können (vgl. Fischer et al., 2025). So berichten religiöse Menschen, dass ihr Glaube ihnen in schweren Krisen Halt gegeben hat – etwa der Glaube daran, dass das Leiden einen Sinn hat oder dass eine höhere Macht ihnen Kraft gibt. Religionspsychologische

Forschung zeigt, dass religiöses *Coping* (z.B. Trost im Glauben suchen, Vergebung, Hingabe) helfen kann, Krisen und auch extreme Situationen (z.B. Kriegsgefangenschaft, Naturkatastrophen) zu bewältigen (Pargament & Cummings, 2010).

Wie kann man Resilienz fördern?

Resilienz ist kein extrem seltener Ausnahmezustand, sondern eher der Normalfall, sofern bestimmte grundlegende Schutzfaktoren gegeben sind. Deshalb hat Ann Masten (2025) Resilienz als *Ordinary Magic* bezeichnet. Der Schlüssel für den „alltäglichen Zauber erfolgreicher Bewältigung“ liegt in der Tat darin, „normale“ Schutzmechanismen im gesamten Lebenslauf, besonders aber bei Kindern zu schützen, wiederherzustellen oder zu stärken – das heißt, z.B. Grundbedürfnisse zu sichern, supportive Beziehungen zu ermöglichen sowie Bildung und Teilhabe zu gewährleisten. Unter hohem Stress neigen wir mitunter zu

einem ungesunden Lebensstil, das heißt, zu mehr Alkohol und Nikotin, weniger Bewegung und Schlaf, zu viel (ungesundem) oder zu wenig Essen. Gerade in belastenden Zeiten ist es aber besonders wichtig, auf sich zu achten, sich ausreichend zu bewegen und zu schlafen, in die Sonne zu gehen und gesund zu essen, um zu regenerieren und Kräfte zu sammeln.

Resilienz kann gestärkt werden, indem wir uns unsere eigenen Ressourcen, d.h. Stärken und Kraftquellen, bewusst machen und nutzen. Ressourcen können Persönlichkeitsmerkmale sein, z.B. Optimismus oder bestimmte Kompetenzen in Bereichen wie Sport oder Musik. Aber auch soziale, materielle und ideelle Ressourcen sind wichtig, um unter Belastungen widerstandsfähig zu bleiben, d.h. Familie und Freunde, eine schöne Wohnung oder ein sinnhafter, erfüllender Beruf sind Ressourcen. Nicht zuletzt können auch ein strukturierter Alltag und kleine positive Rituale, sogenannte *Daily Uplifts*, unsere

Widerstandsfähigkeit und unser Wohlbefinden steigern. Zu solchen *Daily Uplifts* können z.B. der tägliche Spaziergang (mit dem Hund), die bewusst genossene Tasse Kaffee am Morgen oder auch ein minutenlanger Blick in die Berge (ein *Uplift* für den Autor dieses Beitrags) zählen. Ressourcen sind persönlich und individuell; was für den einen eine Ressource ist, bringt für die andere nichts und ist vielleicht sogar eine zusätzliche Belastung. Deshalb ist es wich-

tig, seine eigenen persönlichen Ressourcen herauszufinden, wiederzuentdecken und zu pflegen. Was tut mir gut? Was gibt mir Kraft? Welche Aktivitäten und Begegnungen haben mir in der Vergangenheit Kraft gegeben, die ich vergessen habe, aber vielleicht wieder aktivieren kann?

Resilienz im Sinne des alltäglichen Zaubers erfolgreicher Bewältigung kann auch systematisch durch Trainingsmaßnahmen gefördert wer-



Prof. Dr. Karl-Heinz Renner

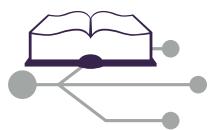
ist Inhaber der Professur für Persönlichkeitspsychologie und Psychologische Diagnostik und Vizepräsident für Lehre und Stakeholder-Beziehungen an der Universität der Bundeswehr München.



Klimapolitik und Energiewende



Digitalisierung der Wirtschaft und Infrastruktur



Digitalisierung der Bildung

Deutscher Aufbau- und Resilienzplan (DARP)

Deutschland hat 2020 einen Aufbau- und Resilienzplan entwickelt, um die Zukunft des Landes sicherzustellen. Er umfasst sechs Schwerpunkte:



Feldgottesdienst in Münster:
Glaube hilft bei der
Stärkung der körperlichen
und geistigen
Widerstandskraft

den, in denen Strategien zur Stressbewältigung vermittelt werden. Um die physiologische Übererregung loszuwerden, die mit Stressbelastungen einhergeht, helfen Bewegung und spezifische Entspannungstechniken, z.B. Achtsamkeitsmeditationen, zu denen Audio-Instruktionen auch frei im Internet verfügbar sind (z.B. www.tinyurl.com/zsbw-achtsamkeit). Um Resilienz angesichts der potenziell traumatisierenden Belastungen im militärischen Kontext zu fördern, sind spezifische Trainingsprogramme entwickelt worden (z.B. das

Master Resilience Training, Griffith & West, 2013). Jeder Soldat und jede Soldatin weiß, dass er bzw. sie sich durch regelmäßiges Training physisch fit halten muss. Dasselbe gilt auch für die psychische Fitness, die durch regelmäßiges Einüben von Techniken zur Stressreduktion (z.B. Entspannungs- und Atemtechniken, Umstrukturierung von dysfunktionalen Gedanken und positive Selbstinstruktionen, Visualisierungstechniken zur Selbstmotivierung) gestärkt – und damit auch Resilienz gefördert – werden kann. ▲

Literatur zum Thema

- ▶ American Psychological Association. (APA, 2010). The road to resilience. Washington, DC: American Psychological Association.
- ▶ Bartone, P. T. (1999). Hardiness protects against war-related stress in Army Reserve forces. Consulting Psychology Journal: Practice and Research, 51(2), 72–82. www.tinyurl.com/zsbw-hardiness
- ▶ Fischer, M.-M., Lautenbacher, S., Rittner, H., Simojoki, H., Wabel, T., & Weider, J. (2025). Schmerz und Resilienz – eine gemeinsame Einübung in interdisziplinäres Sehen. In J. Weider, M.-M. Fischer, S. Lautenbacher & T. Wabel (Hrsg.), Schmerz und Resilienz: Interdisziplinäre Diskurse zwischen geistes- und naturwissenschaftlicher Perspektive (S. 1–30). Wiesbaden: Springer.
- ▶ Griffith, J., & West, C. (2013). Master resilience training and its relationship to individual well-being and stress buffering among army national guard soldiers. The Journal of Behavioral Health Services & Research, 40(2), 140–155. www.tinyurl.com/zsbw-griffith
- ▶ Maddi, S. R. (2007). Relevance of hardiness assessment and training to the military context. Military Psychology, 19(1), 61–70.
- ▶ Masten, A. S. (2025). Ordinary Magic: Resilience in Development (2nd ed.). New York: Guilford Press.
- ▶ Meichenbaum, D. (2013). Ways to bolster resilience across the deployment cycle. In B. A. Moore & J. E. Barnett (Eds.), Military psychologists' desk reference (pp. 325–328). New York, NY: Oxford University Press.
- ▶ Pargament, K. I., & Cummings, J. (2010). Anchored by faith: Religion as a resilience factor. In J. W. Reich, A. J. Zautra, & J. S. Hall (Eds.), Handbook of adult resilience (pp. 193–210). The Guilford Press.
- ▶ Werner, E. E. (1993). Risk, resilience, and recovery: Perspectives from the Kauai Longitudinal Study. Development and Psychopathology, 5(4), 503–515.
- ▶ Wessa, M. (2025). Resilienz – Was ist das? Konzeptualisierung und Forschungsstand. In J. Weider et al. (Hrsg.), Schmerz und Resilienz (S. 31–56). Wiesbaden: Springer.



Stärkung der sozialen Teilnahme



Stärkung eines pandemieresilienten Gesundheitssystems



Moderne öffentliche Verwaltung und Abbau von Investitionshemmissen

Weiterführende Informationen:
www.tinyurl.com/zsbw-darp

Auch das an beiden Universitäten der Bundeswehr etablierte Digitalisierungs- und Technologiezentrum ist Teil des DARP: www.dtecbw.de

MITGEFÜHL HILFT, MITLEID NICHT

Erfahrungen und Gedanken zur Begegnung mit Leid in der Klinik

Von Michael Kröner

Vielleicht lag es an unserem Verhältnis zueinander, das schon etwas Freundschaftliches an sich hatte, dass bei ihr damals die Tränen geflossen sind – bei der jungen Ärztin, die meiner Frau nach der Operation die Nachricht überbracht hat, dass sie an einem unheilbaren Krebs erkrankt sei.“ So erzählte es ein Hinterbliebener, der seine Frau über Jahre hinweg durch die Krankheit begleitete. Er hat erlaubt, seine Worte hier weiterzugeben. „Diese Tränen“, fügte er hinzu, „haben die Krankheit in all den folgenden Überlebenskampfjahren noch schwerer gemacht, als sie ohnehin war. Sie wirkten wie ein Verstärker der Bedauerlichkeit. Selbst in therapiefreien Zeiten kam die Erinnerung daran hoch: dass es so schlimm um sie bestellt war, dass selbst die sonst so starke Ärztin weinen hat müssen.“

Die Erfahrung dieses Witwers geht in dieselbe Richtung wie die Worte einer krebskranken Frau, die palliativ behandelt wurde. Sie sagte zu ihren Freunden: „Was ich ganz gewiss nicht brauche, ist Mitleid! Mitgefühl – ja, das wünsche ich mir. Aber bitte macht meinen Schmerz nicht zu eurem Schmerz. Gebt mir lieber Anteil an eurer Kraft.“ Solche Stimmen sind keine Einzelmeinungen. Sie stellen die Redewendung zumindest in Frage, dass geteiltes Leid halbes Leid sei. Denn manchmal, so scheint es, kann gerade bedauernde, mitleidende Zuwendung das eigene Leid sogar verstärken. Wenn wir als Leid das bezeichnen, was körperliche oder seelisch-

geistige Schmerzen auslöst – Krankheiten, Verletzungen, Verlustängste, Demütigungen oder Misshandlungen –, dann stellt sich die Frage: Was wünschen wir uns, wenn wir selbst betroffen sind? Und: Wie gehen wir damit um, wenn andere leiden?

Wenn ein „Das wird schon wieder“ einfach nicht passt

Die menschlichste aller Hoffnungen zielt wohl darauf ab, dass doch alles wieder gut werden soll. Wir wollen uns und andere aufrichten, indem wir die Zukunft – so gut es geht – schöndenken oder schönreden: „Kopf hoch! Das wird schon! Du schaffst das!“ Und in der Tat: Zuspruch, wenn er begründet **und** ehrlich ist, kann

Mut schenken und Kraft freisetzen. Auch die Erinnerung an Ressourcen, die ja oft da sind, auch wenn sie bisweilen von Schmerz oder Angst und Sorge verdeckt sind, kann durchaus aufbauend wirken.

Problematisch wird es allerdings dort, wo positive Worte und Vertröstungen die Realitäten verdrängen. Man muss nur an einen jungen Menschen denken, der nach einem Unfall sein Leben lang mit einem künstlichen Darmausgang leben muss. Ein „Das wird schon wieder“ klingt da nicht nur hohl, sondern es passt einfach nicht. Noch schlimmer wird es, wenn sich Hilflosigkeit in Mitleid verwandelt – denn geteiltes Leid im Sinne von mit-gelittenem Leid ist eben nicht hal-

Was ist wichtig, um glücklich zu sein?

Gesundheit	50
Eine gute Partnerschaft	30
Eine intakte Familie	27
Ausreichend Geld	26
Ein schönes Zuhause	23

Spaß und Freude im Leben	18
Freiheit	17
Freunde	15
Wenig Stress	11
Kinder	11

Quelle: Repräsentative Umfrage unter erwachsenen Personen, Mehrfachnennungen möglich, Sinus-Institut / YouGov, 2024



Den Schmerz lindern,
der Verstorbenen
gedenken: Michael Kröner
am Bett eines Patienten
und in der Klinikkapelle
im Bundeswehrkranken-
haus Ulm



bes, sondern vielmehr doppeltes Leid.

Der österreichische Psychiater Viktor Frankl hat betont: Auch wenn bestimmte Umstände von uns nicht geändert werden können, so haben wir als Menschen doch die Freiheit, unsere Haltung und unser Verhalten innerhalb dieser Umstände zu bestimmen und zu gestalten. In der Begegnung mit Leid bedeutet das: Wir können nicht nur empathisch, sondern auch kreativ darauf reagieren.

Ich erinnere mich an einen Soldaten, der nach schwersten seelischen Einsatzschäden in unserer Klinik behandelt wurde. Als Sprecher einer Gruppe von Kameraden kam er auf mich zu: „Pfarrer, mit unseren gesunden Kameraden macht ihr



Geteiltes Leid ist halbes Leid?

Ja und nein. Drei Psychologen von der Yale University kommen in „Psychological Science“ zu einem gegenteiligen Ergebnis: Geteiltes Leid ist doppeltes Leid. Denn Erlebnisse werden intensiver empfunden, wenn sie gemeinsam erlebt werden – ob positiv oder negativ. Allerdings bezogen sich die Psychologen dabei ausdrücklich nur auf Erfahrungen, die Menschen zwar gemeinsam machen, über die sie sich jedoch nicht austauschen – oder sich gegenseitig nicht Trost spenden: www.tinyurl.com/geteiltes-leid (PDF)



Militärpfarrer Michael Kröner ist seit 2017 verantwortlicher Seelsorger auf der Militärpfarrstelle Ulm II, die die Soldaten der Rommel-Kaserne in Dornstadt sowie neben den Soldaten und Zivilbeschäftigten im Bundeswehrkrankenhaus Ulm auch dessen täglich rund drei- bis vierhundert Patienten betreut. Er ist 63 Jahre alt, verwitwet und in neuer Partnerschaft lebend und war von 2008 bis 2017 stellvertretender Leiter der Notfallseelsorge im Landkreis Göppingen sowie Vorsitzender des ambulanten Hospizdienstes in Göppingen.

„ABER BITTE MACHT MEINEN SCHMERZ NICHT ZU EUREM SCHMERZ. GEBT MIR LIEBER ANTEIL AN EURER KRAFT.“

Krebskranke Frau, die palliativ behandelt wurde



Diese Sätze würden Schwerkranke gern hören

„Kopf hoch! Das wird schon wieder!“ – die meisten gut gemeinten Genesungswünsche gehen Patienten gehörig auf die Nerven. Das „SZ-Magazin“ hat Kranke gefragt, was sie lieber hören würden: www.tinyurl.com/kopf-hoch

von der Militärseelsorge ja Rüstzeiten. Aber wir passen da mit dem, was wir mit uns herumtragen, nicht mehr rein. Wir sind nur bedingt gemeinschaftsfähig, haben ‚besondere‘ Bedürfnisse. Aber uns – und vor allem unseren Familien – täten gemeinsame Auszeiten trotzdem gut. Kannst du nicht etwas für uns entwickeln?“ Wir haben damals Möglichkeiten gefunden, ein solches Angebot aufzubauen. Einige nahmen mehrfach daran teil, und inzwischen konnten einige der Betroffenen sogar wieder den Schritt wagen, an ganz regulären Rüstzeiten teilzunehmen.

Gesucht: Freunde mit Mut und Fantasie

Schon das Neue Testament erzählt von einem Gelähmten, den vier Kameraden auf einer Bahre zu Jesus tragen. Weil sie durch die Menschenmenge nicht hindurchkommen, klettern sie auf ein Dach, reißen es auf und lassen ihn hinab. Es braucht Mut und Fantasie, einen solchen Weg zu gehen. Aber wer wünschte sich nicht solche Freunde? Mut ist dazu tatsächlich nötig. Denn Leid macht Angst. Viele Krebskranke und auch traumatisierte Einsatzgeschädigte berichten immer wieder davon, wie Bekannte auf der Straße die Seite wechseln oder wegschauen. Nicht, weil sie die Betroffenen aus Angst vor deren Krankheiten wie Aussätzige meiden würden, sondern weil sie unsicher sind. Aus Angst, etwas Falsches zu sagen, sagen sie lieber gar nichts. Dabei könnte es so einfach sein: „Ich kann mir deine Situation nur schwer vorstellen. Wenn ich falsch damit umgehe, sag es mir bitte.“ Solche Worte sind ehrlich – und sie öffnen einen Raum für Begegnung.

Der Religionsphilosoph Martin Buber übersetzte den Gottesnamen, der Mose am Sinai offenbart wurde, mit: „Ich bin der, der da ist.“ Bis heute erfahren nicht nur leidtragende Menschen diese Zusage, wenn andere ihnen zur Seite stehen. Nicht mit großen Reden, sondern mit echtem Dasein. Und manchmal eben, wie schon erwähnt, mit einer Kreativität, die – ganz ihrem Wortsinn entsprechend – schöpferisch wirkt: Noch mitten im Schweren irgendwie doch etwas Lebendiges, Lebensbejahendes hervorbringend: Sei es wie im biblischen Bild von den Kameraden, die den Gelähmten tragen. Oder sei es im Alltag einer heutigen Klinik, wo ein

Krankenpfleger einer schwer kranken Wintersportlerin im Palliativzimmer in der großen Taufschale der Seelsorge einen metergroßen Schneemann baut, damit sie noch einmal den Schnee fühlen kann.

Menschen, die den Mut dazu haben, in solcher Weise Momente und Zeiten von Leid mit andern zu teilen, halbieren das Leid nicht. Sie nehmen es ernst als das, was es ist. Aber sie lassen nicht zu, dass es auf die Liebe zum Leben destruktiv wirkt. Sie verwandeln Stunden des Leids in Momente, in denen das Leben – trotz allem – lebenswert bleibt. ▀



Woran denkt er wohl gerade, wie er da am Geländer steht und nach unten blickt? An die Sandkiste mit Spielzeug, die herumliegenden Dreiräder und das Fußballtor?

Denkt er an seine eigene Kindheit? Oder an das eigene Ende, das immer näher rückt?

Schmal und zart ist er, der Georg Herrmann. 84 Jahre alt, fast durchsichtig seine Haut. Seine tief liegenden Augenhöhlen künden vom nahen Tod, und doch blicken seine Augen lebhaft um sich. Schick sieht er aus in seiner strahlend blauen Trainingsjacke, wie er vorsichtig am Arm von Schwester Judit Raupach über die große Terrasse geht, die Blumen in den Hochbeeten bewundert und runterschaut auf die Kita, in der die Kinder gerade Mittagspause machen. Sein Leben lang, so wird er später erzählen, war er fleißig, liebte seinen Job bei der DDR-Reichsbahn. Immer gesund war er und hat seine Mutter bis zu deren Tod im eigenen Häuschen in Eilenburg, vor den Toren Leipzigs, gepflegt. Und dann auf einmal die Ohnmacht im Garten, Krankenhaus und nun Hospiz. Das Herz, es macht nicht mehr mit. Terminale Herzinsuffizienz. Noch jetzt, im Hospiz, wundert sich Herrmann darüber, wie es so weit kommen konnte.

Hospize sind vermeintlich stille Orte, wo Menschen hinkommen, die bald sterben; wo Angehörige Abschied von ihnen nehmen. Sind sie deshalb auch immer traurige Orte? Die Antwort von



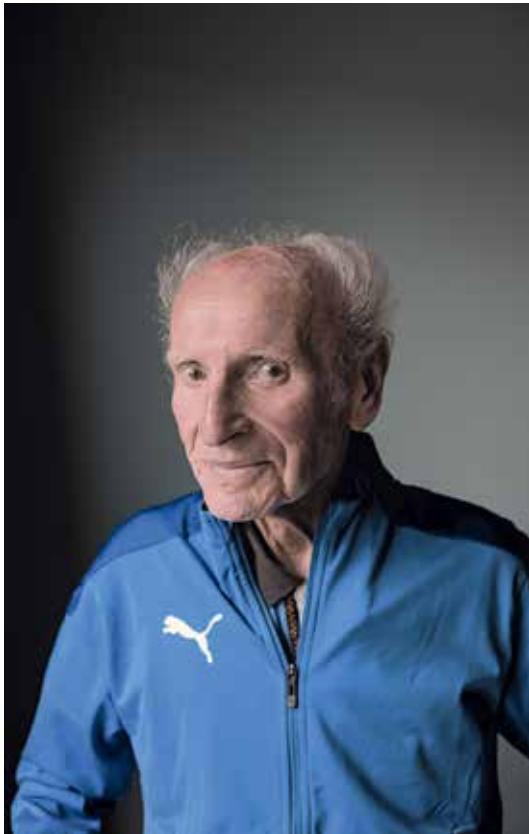
EIN HEITERER ORT ZUM STERBEN

**Am Ende wird mehr gelebt als gelitten:
Besuch in einem Hospiz in Leipzig**
Von Dorothea Heintze



Pionierin der Palliativmedizin

Die Ärztin, Krankenschwester und Sozialarbeiterin Cicely Saunders (1918–2005) gründete im Jahr 1967 bei London das weltweit erste stationäre Hospiz. Sie machte es sich zur Aufgabe, das Leid sterbender Krebspatienten zu lindern, und forschte zu Schmerztherapien. Dabei prägte sie den Begriff *Total Pain*, der nicht nur physische Schmerzen, sondern auch psychisches, soziales und spirituelles Leiden umfasst.



Überall im Hospizium Leipzig gibt es Blumen, auf der Terrasse, an den Wänden. Die freundliche Umgebung macht Georg Herrmann glücklich. Gerade, weil er weiß, dass er nicht mehr lange leben wird



Schwester Judit: ein schallendes Lachen. „Nirgendwo“, so erzählt sie, werde so viel gelacht wie hier. Gerade im Angesicht des Todes: „Die Menschen hier wissen ganz genau, dass wirklich jeder Moment zählt“, sagt sie. Seit über 30 Jahren beschäftigt sich die gelernte Krankenschwester hauptberuflich mit der letzten Lebensphase. Sie ist Jahrgang 1971 und erinnert sich gut an die Zeit, als Sterben und Tod in der DDR wie auch in der BRD in den 1990er Jahren noch Tabuthemen waren.

Viel Dankbarkeit für kleine Dinge

Heute ist das anders, „Gott sei Dank“, sagt sie. Die Arbeit im Hospizium Leipzig erfüllt sie voll und ganz. Auch wenn sie längst eine leitende Position hat, lässt sie sich immer noch für Nachschichten eintragen. Die Nähe zu Menschen, die das eigene Lebensende so klar vor Augen haben, ist für sie etwas ganz Besonderes: „Ich erlebe so viel Dankbarkeit, nur weil ich jemandem die Füße massiere.“ Regelmäßig organisiert sie Team-Abende, auch mit Ehemaligen.

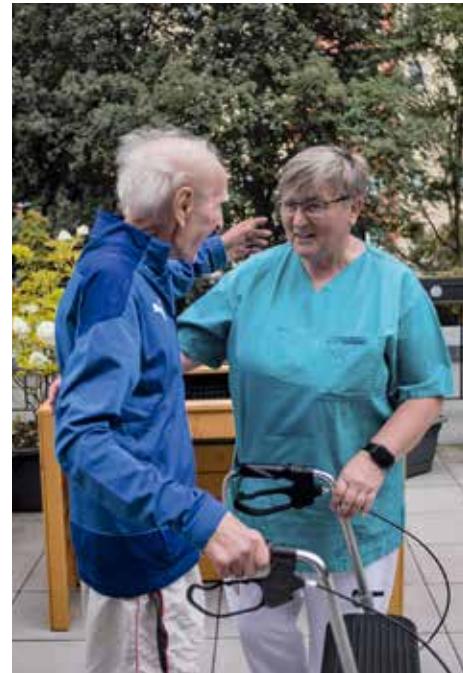
„Es geht nicht darum, dem Leben mehr Tage zu geben, sondern den Tagen mehr Leben.“
Cicely Saunders

Gemeinsam basteln sie Dekorationen für die Zimmer und reden über Verstorbene, die ihnen ans Herz gewachsen sind.

Ja, das sei auch traurig, der Tod sei immer präsent. Aber eigentlich, so Judit, sei das Hospiz der Ort, an dem vor allem das Leben gefeiert werde. Und das kann sehr oft nur noch sehr kurz andauern. Im Durchschnitt leben die Bewohner hier noch 36 Tage; dann sterben sie. Georg Herrmann ist schon seit über einem Monat da. Wie viel Zeit bleibt ihm noch? Er erzählt aus seinem Leben. Wie er auf den Rangierbahnhöfen rund um Leipzig die Züge verteilt hat. Wie beliebt er im Dorf war: „Wenn es nicht weitergeht, dann fragt den Georg Herrmann“, weiß er von sich zu berichten. So eingespannt war er, dass keine Zeit für eine Frau, eigene Kinder blieb. Heute kommen die Neffen und Nichten mit ihren Kindern ins Hospiz. Darauf freut er sich. Unten in der Kita kommen die Kinder an diesem warmen Augusttag aus der Mittagspause zurück. Die Ruhe wird vom Lärm herumtobender Kinder unterbrochen. „Ist das nicht wunderbar?“, sagt Georg Herrmann. „Da unten geht das Leben weiter.“

Besuch aus der Kita

Hospiz und Kita in einem Gebäude, das gehört zum Grundkonzept im Hospizium Leipzig. Die Advena-Muttergesellschaft betreibt noch zwei weitere Hospize in Wiesbaden und Hadamar. Finanziert



Keine Zeit für Fremden:
Schwester Judit Raupach mit
Georg Herrmann auf der Terrasse
des Hospizes



Dorothea Heintze
ist freie Journalistin
in Hamburg.

werden die Hospize zu 95 Prozent über die Krankenkassen, die übrigen fünf Prozent müssen durch Spenden eingeworben werden. Keine leichte Aufgabe in Leipzig, berichtet Schwester Judit.

Alle drei Wochen gibt es ein Treffen von oben und unten – zum Besuchscafé. Im großen Aufenthaltsraum mit den Türen zur Terrasse ist dann eine Kaffeetafel gedeckt. Und alle, die noch einigermaßen sitzen und essen können, sind dabei. Von unten kommen zwei bis drei Kinder dazu, die nach ihrer Position auf der Warteliste ausgewählt werden. Immer wollen mehr Kinder mitkommen, als möglich ist.

Dass die Treffen bei den Kindern so beliebt sind, weiß Schwester Judit, liege nicht nur an dem leckeren Kuchen und der Spielerecke mit Gummi-Dinos und Duplo-Steinen, sondern auch am engen Kontakt der Kinder zu den Bewohnerinnen und Bewohnern. Viele Kinder haben im Alltag kaum noch Kontakt zu alten Menschen, die Großeltern leben oft weit weg. Hier lernen sie Krankheit und Alter kennen, von allen Seiten. Einige der Bewohner können nicht mehr sprechen und kaum noch alleine essen. Andere kommen mit runter auf den Spielplatz. Legendär im Hospiz ist die über

Den Tod enttabuisieren
und das Lebensende bewusst gestalten – diesem Ziel verschrieb sich die Ärztin und Psychiaterin Elisabeth Kübler-Ross. In ihrem einflussreichen Buch „Interviews mit Sterbenden“ von 1969 (deutsch 1971)



beschreibt sie fünf Sterbephasen: die Hoffnung auf Irrtum, die Frage nach dem Warum, der Wunsch nach Aufschub, die Trauer um vergebene Chancen und die Abkopplung von der Umwelt.



**Leben und Lachen:
Die Kinder aus der Kita
im Erdgeschoss kommen gerne
auf einen Besuch vorbei**

90-jährige Dame im Rollstuhl, die unten im Garten mit den Kids Fußball „spielte“, soweit es eben noch ging. Eine Riesengaudi für alle, erinnert sich Schwester Judit.

An diesem Tag im August bleibt es ruhig oben auf der Terrasse, Schwester Judit und Georg Herrmann unterhalten sich. Beide verstehen sich gut, obwohl sie sich erst wenige Wochen kennen. Für Fremden ist hier keine Zeit.

Manchmal gibt es Überraschungen

Was würde geschehen, wenn sich eine Bewohnerin oder ein Bewohner aktive Sterbehilfe wünschen würde? Das, sagt Schwester Judit, sei hier nicht möglich: „Wir wissen ja, dass wir das Sterben durch Medikamente viel besser als früher begleiten können.“ Es sei schrecklich, wenn junge Menschen ihre Familien, oft auch Kinder, zurücklassen müssten. Aber zumindest müssten sie keine Schmerzen haben und so wenig wie möglich leiden. Genau das, so Schwester Judit, sei das Kernziel der Palliativmedizin.

Und hin und wieder gibt es Überraschungen. Menschen geht es dank der Versorgung im Hospiz auf einmal besser. Sie gewinnen

wieder an Kraft, können nach Hause zurück, und dann dort in der vertrauten Umgebung sterben. In solchen Fällen kümmert sich ein großes Netzwerk, zu dem auch ein ambulanter Palliativdienst der Advena-Gruppe gehört, um eine gute letzte Versorgung zu Hause.

Auch Georg Herrmann ging es anfangs viel schlechter, er konnte kaum allein essen. Mittlerweile schafft er es mit dem Rollator bis auf die Terrasse und wieder zurück.

Manchmal schieben sie das Bett eines sterbenden Menschen dorthin, für einen letzten Blick in den Himmel. Dass die Mieterinnen und Mieter der umliegenden Häuser oder der Etagen über dem Hospiz das alles mitbekommen, gehört hier zum offenen Umgang mit dem Sterben.

Zum Abschied möchte Herrmann der Fotografin und der Reporterin die Hand schütteln. Aber dafür reicht seine Kraft nun nicht mehr, erschöpft sinkt er zurück ins Bett. Wenn dieser Text erscheint, wird Georg Herrmann vermutlich nicht mehr leben. Das ist ihm klar, es macht ihn traurig – aber er weiß, dass er es nicht mehr ändern kann.



Gegen die Hilflosigkeit

Sogenannte Letzte-Hilfe-Kurse richten sich an alle, die lernen möchten, wie man Sterbende begleitet. Behandelt werden dabei Themen wie Vorsorge, Linderung von Leid und Abschiednehmen. Ziel ist es, Ängste abzubauen und mehr Sicherheit im Umgang mit dem Tod zu gewinnen. Die Kurse werden bundesweit angeboten: www.letztehilfe.info/kurse

WENN ALLES LEIDEN IST, IST NICHTS LEID

**Weil erlittenes Leid Respekt und Anerkennung bringt,
kann ein Überbietungswettbewerb entstehen,
der lebensundienlich ist**

Von Ulrike Peisker

Sprichwörter komprimieren bekanntermaßen gesellschaftlichen Erfahrungen abgetrotzte und verallgemeinerte Lebensweisheiten und bieten so hermeneutische Mittel, um jeweils individuelle Erfahrungen vor dem Hintergrund kollektiver Erfahrungen einzurorden. Eine dieser Lebensweisheiten ist die Einsicht: „Geteiltes Leid ist halbes Leid.“ In der Wendung bündelt sich die scheinbar immer wieder gemachte Erfahrung, Erleichterung oder Trost dadurch zu verspüren, negative Erfahrungen mit anderen zu teilen. Gleichzeitig lässt sich auch das Gegen teil beobachten: Leid miteinander zu teilen, kann auch dazu führen, geradezu im eigenen Leid zu schwelgen und einander im Leiden überbieten zu wollen. Mitunter entsteht der Eindruck eines Wettbewerbs des Leidens, bei dem die Frage verhandelt wird, wer wen in Qualität oder Quantität des Leidens zu übertrumpfen vermag.

Ob diese Beobachtung eine exklusive Gegenwartsdiagnose widerspiegelt oder nichts Neues unter der Sonne ist und in

jeder Gegenwart gestellt werden kann, sei dahingestellt. Einigermaßen offensichtlich dürfte jedoch sein, dass zu leiden zumindest in einigen Zusammenhängen als soziales Kapital fungiert. Der Philosoph Robert Pfaller spricht in seinem Buch „Erwachsenensprache“ von unserer Gesellschaft als einer „Opfergesellschaft“, in der sozialer Status daran geknüpft ist, sich in der ein oder anderen Weise als Opfer zu verstehen, das heißt als jemand, der unter etwas oder jemandem gelitten hat oder leidet, und vor allem daran, auch von anderen als ein solches Opfer wahrgenommen zu werden.

Basiert die Achtung von Personen jedoch wesentlich auf der Achtung gegenüber dem Leiden der Person und ihrem Opfersein, das heißt, ist es wesentlich das Leiden einer Person, das ihr den Respekt ihrer Mitmenschen garantiert, droht die Kategorie des Leidens und des Opferseins im Dienste einer „Leidensbonität“ ausgeweitet und infolgedessen ausgehöhlt zu werden. Überspitzt: Wenn man zeigen können muss, selbst Leidende:r zu sein, um Anerkennung zu erfahren, muss immer mehr zur Quelle potenziellen Leidens werden, um den Bedarf der sozialen Ressource „Leid“ zu



Dr. Ulrike Peisker

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Systematische Theologie und Soialethik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Schamvolle Lust

Abnehmprogramme, Flugscham, Eisbaden: Sind Verzicht und Selbstkasteierung Ausdruck eines neuen Hedonismus? Darüber spricht die Philosophin Barbara Bleisch mit Robert Pfaller in der SRF-Sendung „Sternstunde Philosophie“:
www.tinyurl.com/zsbw-scham



decken. Dieser Weg würde sich allerdings selbst ad absurdum führen. Wo schier alles zur möglichen Leidensquelle wird, kann nichts mehr spezifisch als Leid identifiziert werden.

Immer mehr Leid wird identifiziert, immer weniger akzeptiert

Hinzu kommt eine weitere Schwierigkeit, auf die der Philosoph Byung-Chul Han in



Wolf im Schafspelz:
2019 sorgte ein
rassistischer Angriff
auf den Schauspieler
Jussie Smollett für
Aufsehen. Später
stellte sich heraus:
Er hatte den Angriff
inszeniert, um
bekannter zu werden

seinem Essay „Palliativgesellschaft“ hinweist. Han schildert dort die Beobachtung, dass einerseits eine Ausweitung dessen, was als Quelle von Leid und Schmerz gilt, stattfindet, gleichzeitig aber immer weniger Bereitschaft dazu besteht, Leid und Schmerz zu ertragen. Wo der Bereich dessen, was Leiden hervorrufen kann, jedoch immer weiter gesteckt wird und die Bereitschaft, Schmerz und Leid zu ertragen, zunehmend schwindet, verspielt man sich jedweden Handlungsspielraum. Wo in einem gewissen Maße zu leiden nicht als Teil der „Allgemeinen Geschäftsbedingungen“ des Lebens akzeptiert wird, muss ein Leben voller überall entdeckter potenzieller Leidensquellen die Entfaltungsfreiheit eines Menschen einschränken.

Worum geht es also, wenn man einen inflationären Gebrauch des Leidensbegriffs infrage stellt? Das Anliegen, einen solchen Gebrauch zu überdenken, ist nicht in erster Linie als ein moralischer Appell zu verstehen – auch wenn sich derlei Forderungen wohl nie ganz frei machen können von einem moralischen Impetus. Es geht jedenfalls nicht darum zu bestimmen, woran man nun leiden darf und woran nicht, was man zu ertragen hat und worunter man dagegen zu Recht angeben dürfte zu leiden. Was ein Mensch als Leid erfährt, ist nicht durch andere normierbar. Aus den genannten Gründen könnte ein sehr weiter Leidensbegriff jedoch lebensundienlich sein. Möglicherweise bietet es sich schlicht um der eigenen Freiheit und des eigenen Handlungsspielraums willen an, den Leidensbegriff nicht allzu weit auszulegen und sich dadurch beides selbst zu nehmen. ▀

Leiden für die Likes?

Tiktok ist längst mehr als Tanzvideos und Katzenclips: In einer eigenen Nische namens **#TraumaTok** erzählen Millionen Nutzerinnen und Nutzer von Missbrauch, Verlust oder psychischen Krisen. Doch wo manche versuchen, Erlebtes zu verarbeiten oder Verständnis zu finden, scheint es anderen vor allem um Reichweite zu gehen. Von Selbstoffenbarung zu Selbstvermarktung ist es ein schmaler Grat: www.tiktok.com/tag/traumatok



GLÜCK IST NICHT DIE REGEL

Ein unbedingter Lebenswille, der „Drang zum Daseyn und Wohlseyen“, ist in Schopenhauers Denken die eigentliche Quelle des Leidens. Unglück, Schmerz und Not sind daher kein „Pech“, sondern Grundbedingung des Lebens. Trotzdem – oder: gerade deshalb – können Menschen ihr fragiles Glück genießen

Von Gisela Sauter-Ackermann

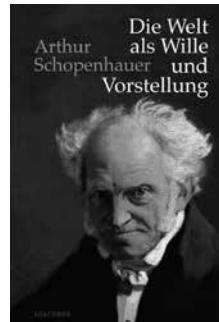
Arthur Schopenhauer war einer der bedeutendsten Philosophen des 19. Jahrhunderts. Er ist nicht nur bekannt für seine Aphorismen, sondern hat sich auch intensiv mit Leiden auseinandergesetzt. Leiden, Schmerz und Unglück gehören für Schopenhauer zum Leben wie der Herzschlag und das Atmen. Denn alles Leben ist für ihn Ausfluss eines blinden, sinn- und ziellosen metaphysischen Triebs. Dessen Wollen ist ein endloses Streben ohne Aussicht auf endgültige Befriedigung. Der Wille will nichts Bestimmtes. Vielmehr geht das Wollen in einem unendlichen Prozess über jedes einzelne Objekt immer schon hinaus aufs nächste.

An die Stelle der Vernunft (wie bei Plato oder Kant) oder von Sinn und Liebe (wie im Christentum) tritt bei Schopenhauer der „Wille zum Leben“ als Urgrund und innerstes Wesen der Welt und des Menschen. Dieser universelle Drang hat sich mit seiner unstillbaren Bedürftigkeit ins Leben

**Dankbarkeit,
Hoffnung und
Zuversicht
können gerade in einer
unperfekten
Welt zu einer
großen Kraft
werden.**

verirrt und in Zeit und Raum verfangen. Schopenhauer wehrt sich gegen die „oft zu beobachtende Tendenz, dem Leiden seinen Ernst zu nehmen und es als vermeidbaren, durch unglückliche Umstände provozierten Fehltritt in einem insgesamt auf Glück angelegten Lebenslauf zu interpretieren“. „[In] Wirklichkeit [ist es] das Werk des Herrn des Lebens selbst: Dem Willen stellt sich das Leben als ein wünschenswerter Zustand dar, eben weil er es will.“

In jeder seiner individualisierten Erscheinungen tritt der ganze Wille zu Tage. Daraus entwickelt sich ein unerbittlicher Lebenskampf um Existenz und Glück. Maßlosigkeit und Unbedingtheit ist die Natur des Willens in jeder seiner Lebensäußerungen. Genauso maßlos und unbedingt ist der Egoismus der Individuen in ihrem „Drang zum Daseyn und Wohlseyen“. „So sehen wir in der Natur überall Streit, Kampf und Wechsel des Sieges [...].“ Auf diese Weise trägt jede Person die unversiegbare Quelle des Leidens in sich selbst. Ihre Existenz erschöpft sich im Kreislauf von unendlicher Bedürftigkeit und Haschen nach Glück und mündet unentrinnbar in Schmerz, Leiden und Tod. Schopenhauer konstatiert einen „Mangel irgendeines haltbaren Endzweckes; statt dessen sich nur augenblickliches Behagen, flüchtiger, durch Mangel bedingter Genuss, vieles und langes Leiden, beständiger Kampf, bellum omnium, Jedes ein Jäger und Jedes gejagt, Gedränge, Mangel, Noth und Angst, Geschrei und Geheul darstellt; und das



Arthur Schopenhauer:
**Die Welt als Wille
und Vorstellung**,
Anaconda Verlag,
Köln 2009, 992 Seiten,
9,95 Euro.

Ein junger Mann, der an Krebs erkrankt ist, während der Strahlentherapie: Für Schopenhauer war Leiden keine Ausnahme, sondern das Grundprinzip des Daseins



geht so fort, in secula seculorum [in alle Ewigkeit, Anm. d. Verf.], oder bis ein Mal wieder die Rinde des Planeten bricht.“

Optimismus ist Verhöhnung der Opfer

Das Christentum nennt dieses ungeschuldete, unverfügbare, geschenkte Glück „Segen“.

Eine optimistische Lebenseinstellung, die annimmt, dass Welt und Leben im Grunde gut, schützenswert und ein Zweck an sich sind, hält Schopenhauer für eine „wahrhaft ruchlose Denkungsart“. Sie kann nur „als bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit“ verstanden werden. „Denn daß Tausende in Glück und Wonne gelebt hätten, höbe ja nie die Angst und Todesmarter eines Einzigen auf: und eben so wenig macht mein gegenwärtiges Wohlseyn meine früheren Leiden ungeschehen.“ Für Schopenhauer sind Unrecht, Leiden und Unglück nicht periphere Eigenschaften des Lebens, sondern sie machen seinen Kern, sein eigentliches Wesen aus. Negative Ereignisse sind nicht einfach „Pech“ – also eine Ausnahme von einem vermeintlichen

„Das Leben schwingt, gleich einem Pendel, hin und her zwischen Schmerz und Langeweile.“

Arthur Schopenhauer



**Dr. Gisela
Sauter-Ackermann**

ist Bundesgeschäfts-führerin der Bahnhofs-mission Deutschland und hat zu Arthur Schopenhauer geforscht.

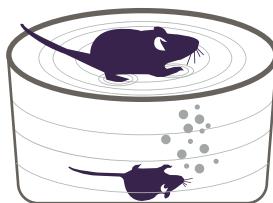
Regelzustand des Glücks. Das Glück der einen Person rechtfertigt nicht das Unglück der anderen. Und: Könnten wir unser momentanes Glück noch genießen, wenn wir wüssten, welches Unglück uns und unseren Lieben vielleicht noch bevorsteht?

Schaut man realistisch auf das Schicksal der Mehrheit der Menschen, so ist dieser pessimistische Blick auf deren Leben nicht einfach von der Hand zu weisen. Wie viele Menschen erleiden ungerecht, ungesehen und ungesühnt große Qualen? Krankheit, Siechtum, Elend, Hunger, Unterdrückung, Unfreiheit, Rechtlosigkeit, Folter, Gewalt, Mord und Krieg bestimmen das Leben vieler Menschen und Völker früher wie heute. Eine Besserung der Lebensverhältnisse durch Rechtsstaatlichkeit, Frieden, Freiheit, Wohlstand und Bildung ist bisher nur für einen kleinen Teil der Menschheit wirksam und ständig gefährdet.

In seinem Ernstnehmen der Leiden der Menschheit erweist sich Schopenhauer als wahrer Menschenfreund. Seine Philoso-

phie schützt uns vor einem zynischen Wegsehen und einer Inkaufnahme von Leiden. Es bleibt als schmerzende Wunde, auch wenn wir selbst vielleicht im Moment unser Glück genießen.

Darüber hinaus erinnert uns Schopenhauer an die Fragilität unseres eigenen Glücks. Wir werden nicht mit dem Anspruch auf ein glückliches Leben geboren. Unsere Existenz, unsere Gesundheit, unser Wohlstand sind alles andere als gesichert. Sie hängen in jedem Moment unseres Lebens am „seidenen Faden“ und sind aus jeder Richtung bedroht. Eine optimistische Lebenseinstellung verdrängt diese existenziellen Lebensbedingungen nicht. Wir können diese Haltung von Menschen lernen, die durch eine schwere Krankheit hindurchgegangen sind oder einen schlimmen Schicksalsschlag hinnehmen mussten. Viele von ihnen berichten, dass sie das, was vom Leben geblieben ist, mehr schätzen und bewusster genießen als zuvor. Sie sprechen von geschenkter Zeit. Sie empfinden Dankbarkeit für die Momente des Glücks, die sie erleben durften und dürfen. Dankbarkeit, Hoffnung und Zuversicht können gerade in einer unperfekten Welt zu einer großen Kraft werden. Das Christentum nennt dieses ungeschuldete, unverfügbare, geschenkte Glück „Segen“. ▀



Das Curt-Richter-Experiment

In den 1960er Jahren führte der Psychologe Curt Richter ein makabres Experiment durch: Er warf Ratten in ein Wasserbecken, aus dem sie sich nicht selbst befreien konnten. Einige gaben schon nach wenigen Minuten auf und ertranken. Andere, die Richter zuvor kurz gerettet und dann wieder ins Wasser gesetzt hatte, schwammen bis zu 60 Stunden weiter. Der Unterschied, so Richters Schluss: Wer einmal erfahren hat, dass Rettung möglich ist, hält länger durch – und zeigt besonderen Lebenswillen.

SICHERHEITS- POLITIK

Eine russische Drohne über von Russland besetztem Gebiet in der Ukraine (oben);
Wladimir Putin und Donald Trump bei ihrem Gipfeltreffen zum Ukrainekrieg
im August 2025 auf dem US-Luftwaffenstützpunkt Anchorage (unten)



MINEN ODER MENSCHLICHKEIT?

**Dass mehrere Staaten an der Ostflanke der NATO
geächtete Antipersonenminen einsetzen wollen,
ist ein Ausdruck nüchterner Realpolitik**

Von Moritz Hohmann

Vor fast drei Jahrzehnten wurde das Ottawa-Abkommen als Triumph des Humanitären über das Militärische gefeiert. Bis heute haben sich 166 Staaten dem Verbot von Antipersonenminen angeschlossen – Waffen, die symbolisch für das Grauen moderner Kriege stehen. Doch seit Russland die Ukraine überfallen hat, bröckelt die Einheit. Finnland, Polen und die baltischen Staaten haben den Austritt eingeleitet – ausgerechnet Demokratien, die einst die Stigmatisierung dieser Waffen mitgetragen haben. Ihre Begründung: die Angst vor einer weiteren russischen Aggression.

Beim Abschluss des Abkommens 1997 haben sich die Staaten darauf verständigt, Herstellung, Lagerung, Handel und Einsatz von Antipersonenminen zu verbieten. Die Vereinbarung gilt als Meilenstein internationaler Abrüstung. Erstmals wurde eine konventionelle Waffenklasse nicht aus strategischen, sondern aus humanitären Gründen geächtet – getragen von einer ungewöhnlich breiten Allianz aus Staaten und zivilgesellschaftlichen Organisationen. Die Initiatoren erhofften sich dabei eine Signalwirkung, sagt der Völkerrechtler Manuel Brunner von der Hochschule für Polizei und öffentliche Verwaltung Nordrhein-Westfalen. Andere Länder sollten mitziehen, so dass Kriege zumindest etwas humamer würden. Doch wenn sich das Versprechen solcher Abkommen nicht erfülle und andere Staaten völkerrechtswidrig Krieg wieder als Mittel der Politik einzusetzen, dann könnten sich am Ende die Sicherheitsinteressen gegenüber den humanitären Motiven durchsetzen, so Brunner.

Genau mit diesem Argument begründet Finnland seinen Austritt. „Aus unserer Sicht ist es sehr bedauerlich, dass wir die Konvention jetzt erst einmal verlassen haben“, sagte der finnische Botschafter Kai Sauer in einem Podcast von „Table.Media“. „Aber der Grund dafür liegt nicht bei uns, sondern bei der Bedrohungslage und dem Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine.“ Landminen seien in dieser Lage „eine Reserve, die man in Betracht ziehen muss“. Sollte sich die Situation stabilisieren, könne Finnland auch wieder beitreten, so der Diplomat.



Potenzielle Opfer beschuldigt

Auch Lettland, Estland, Polen und Litauen sehen ihren Schritt nicht als symbolischen Bruch, sondern als sicherheitspolitische Notwendigkeit, sagt Māris Andžāns, Politikwissenschaftler am Zentrum für geopolitische Studien in Riga. „Wenn jemand für die Schwächung der Ottawa-Konvention verantwortlich ist, dann Russland. Das Land war nie Teil des Abkommens und hat es durch den Einsatz von Minen in der Ukraine faktisch zerstört.“ Es sei absurd, „dass potenzielle Opfer beschuldigt werden, ein Rüstungskontrollregime zu schwächen, das der Aggressor nie respektiert hat“.

In Lettland selbst wurde der Ausstieg mehrfach diskutiert. Zunächst plädierte das Verteidigungsministerium Anfang 2024



Moritz Hohmann ist freier Journalist, u. a. für den „Tagesspiegel“ in Berlin. Parallel studiert er im Masterstudiengang International War Studies in Potsdam und Dublin. Seine thematischen Schwerpunkte liegen auf der Sicherheitspolitik und internationalen Konflikten.



Soldaten des Ukrainischen Marinekorps tragen Landminen während einer Übung im Jahr 2025 (links). Ein Minenräuber der ukrainischen Polizei, der ein Bein durch eine Landmine verlor, beim Einsatz in der Region Charkiw

noch dafür, in der Konvention zu bleiben. Nach einem regionalen Konsens mit Litauen, Estland, Polen und Finnland folgte jedoch die Kehrtwende. Im April dieses Jahres stimmten fast zwei Drittel der Abgeordneten im Parlament für den Austritt. Andžāns zufolge liege der Grund ausschließlich in der nationalen Verteidigung und Abschreckung gegenüber Russland. Antipersonenminen würden als kostengünstiges Element der „Baltic Defence Line“ gesehen –

als Ergänzung zu Panzerabwehrminen, Gräben und Befestigungen entlang der Ostgrenze.

Aus militärischer Sicht besitzen Antipersonenminen keinen kriegsentscheidenden, jedoch einen taktischen Nutzen. Sie können gegnerische Bewegungen verzögern, Nachschubwege blockieren und vor allem Panzerabwehrminen sichern, indem sie den Angreifer daran hindern, diese zu räumen. In bestimmten Verteidigungsszenarien, etwa beim Schutz weitläufiger Grenzabschnitte, kann der Verzicht auf Antipersonenminen zu militärischen Fähigkeitslücken führen, die sich nur begrenzt und mit erheblichem Aufwand schließen lassen.

Deutschland soll „handlungsfähig“ bleiben

Auch der CDU-Verteidigungspolitiker Roderich Kiesewetter hält den Schritt der osteuropäischen Staaten für nachvollziehbar. Russland führe einen Vernichtungskrieg gegen die Ukraine und habe deutlich gemacht, dass es weitere Länder Europas angreifen wolle. Dabei setze Russland auch geächtete Waffen ein, so Kiesewetter. „Durch den eklatanten Bruch des Völkerrechts und etwaiger Rüstungs- und Sicherheitsabkommen sind Rüstungskontrollregime mit Russland obsolet.“ Der Austritt sei „die logische sicherheitspolitische Konsequenz auf die existentielle Bedrohung durch Russland“.

Kiesewetter geht sogar noch einen Schritt weiter: Als Bündnispartner und Logistikdrehscheibe der NATO sei man verpflichtet,

einen wirksamen Beitrag zum Funktionieren des Bündnisses zu leisten. Daher sei es sinnvoll, wenn Deutschland zeitlich befristet aus dem Ottawa-Abkommen austrete, so lange, bis Russland das Existenzrecht aller Staaten Europas anerkenne. Andernfalls könnte es zu einer Ineffizienz bei der Abschreckung kommen. Deutschland müsse sich dann fragen, ob es sich in Litauen nicht gerade dadurch als Zielscheibe präsentiere. Um eine Abschreckung zu gewährleisten, müssten Einsatzoptionen, Regeln für das militärische Vorgehen und Fähigkeiten frühzeitig an die neue Bedrohungslage angepasst werden.

„Es sollte nicht passieren, dass deutsche Soldaten in Litauen in bestimmten Bereichen handlungsunfähig sind“, sagt Kiesewetter.

Ganz anders sieht das Eva Fischer von Handicap International. Sie ist Gründungsmitglied der Internationalen Kampagne für ein Verbot von Landminen (ICBL) und hält den Schritt der baltischen Staaten, Polens und Finnlands für einen fatalen Irrweg. Zwar erkennt sie die Sicherheitsbedenken der osteuropäischen Staaten an und verurteilt den massiven Mineneinsatz der russischen Armee in der Ukraine. Doch „dauerhafte Sicherheit kann nicht auf Waffen basieren, die noch Jahrzehnte nach einem Krieg Menschen verstümmeln und Lebensgrundlagen zerstören“.

Fischer verweist auf militärische Studien, die den begrenzten taktischen Nutzen von Antipersonenminen belegt hätten, und beruft sich dabei unter anderem auf eine Analyse des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz. „Minenfelder können das Vorrücken moderner Panzerarmeen allenfalls verlangsamen. Der militärische Nutzen ist begrenzt und die humanitären Folgen überwiegen deutlich“, sagt Fischer. Antipersonenminen „verteidigen keine Grenzen, sie verwandeln sie in Todesfallen“.

Verbot als Voraussetzung für Wiederaufbau

Ottawa ist für Fischer ein Beispiel dafür, wie internationale Abüstungsabkommen Leben retten können. Vor 1999 habe man jährlich weit über 20 000 Opfer durch Minen und Blindgänger beklagt, heute seien es unter 5000. „Seit das Minenverbot in Kraft getreten ist, konnten sich mehr als 30 Länder und Gebiete für

minenfrei erklären und über 55 Millionen Antipersonenminen wurden vernichtet.“ Die Konvention habe außerdem Programme zur Minenräumung, Risikoauklärung und Opferhilfe ermöglicht – zentrale Voraussetzungen für Wiederaufbau und sichere Rückkehr nach Kriegen. Sie befürchtet einen Präzedenzfall, der weniger aus militärischen als aus politischen Motiven resultiert. „Es droht ein gefährlicher Trend, der das Völkerrecht fahrlässig aushöhlt“, warnt Fischer. „Das humanitäre Recht wurde nicht für Friedenszeiten geschaffen, sondern genau für Konflikte und Aggressionen.“

Der Völkerrechtler Brunner verweist auf Parallelen zur Debatte über das Oslo-Übereinkommen zum Verbot von Streumunition. Auch dort gehe es um Waffen, „die im Krieg eine große Wirkung entfalten, deren Folgen aber noch lange nach dem Ende der Kämpfe Zivilisten treffen können“. Auf Abkommen zu Bio- oder Chemiewaffen werde dieser Schritt jedoch vorerst keine Auswirkungen haben. Selbst autoritäre

Staatenlenker schreckten hier vor einem Bruch zurück – aus Furcht, die Gegenseite könnte im Konfliktfall nachziehen. Trotz der derzeitigen Erosion von Rüstungskontrollregimen bleibe das Völkerrecht aber eine zentrale Bezugsgröße der internationalen Ordnung, sagt Brunner. Gerade jetzt, da große zwischenstaatliche Kriege zurückkehrten und viele Staaten wieder massiv aufrüsteten, brauche es mehr internationale Regeln und Kontrolle – nicht weniger.

Rückblickend war das Ottawa-Abkommen ein Triumph der Humanität in Zeiten relativer Sicherheit. Doch hat es in einer neuen europäischen Bedrohungslage noch Bestand? Fest steht, dass das Fundament, auf dem es beruhte, ins Wanken geraten ist. Russland verachtet das Völkerrecht. Staaten, die mit dem Land eine Grenze teilen, sind in einer Welt nach der „Zeitenwende“ in ihrer Existenz bedroht. Ihr Austritt aus dem Abkommen ist daher nicht zwingend eine Abkehr von humanitären Werten, sondern vielmehr Ausdruck nüchternen Realpolitik: die bittere Einsicht, dass Abschreckung in Europa wieder notwendig ist, um Frieden zu sichern.

FRIEDENS- ETHIK

Die venezolanische Oppositionsführerin und Friedensnobelpreisträgerin María Corina Machado während einer Demonstration in Caracas vor der dritten Amtszeit Nicolás Maduros (oben); eine 32 Jahre alte Venezolanerin beim Fluchtvorschuss über den Rio Grande in die USA (unten)



FRIEDENSETHIK IM ZEICHEN DER ZEITENWENDE

**Die neue Denkschrift der EKD erkennt die Verantwortung
der Soldatinnen und Soldaten an und betont zugleich
den Frieden als Einstellung des Bewusstseins**

Von Friedrich Lohmann

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) veröffentlicht in unregelmäßigen Abständen Stellungnahmen zu Themen der Zeit. Die Kirche möchte damit sowohl zur gesellschaftlichen als auch zur innerkirchlichen Meinungsbildung beitragen. Wenn eine solche Stellungnahme als „Denkschrift“ herausgegeben wird, dann hat das Gewicht. Deshalb verdient die neue Friedensdenkschrift, die Anfang November vom Rat der EKD der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, besondere Beachtung. Die Kirche nimmt in ihr Stellung zu den aktuellen sicherheitspolitischen Debatten.

Die letzte, 2007 erschienene Friedensdenkschrift der EKD stand im Zeichen der nach dem Ende des Kalten Kriegs eingetretenen goldenen Zeit internationaler Kooperation und des Umbaus der Bundeswehr zur Einsatzarmee. In diesem sicherheitspolitischen Kontext hatte sich die EKD das Leitbild des Gerechten Friedens zu eigen gemacht, das die Denkschrift in vier Dimensionen ausbuchstabierte: Schutz vor Gewalt, Förderung der Freiheit, Abbau von Not und Anerkennung kultureller Verschiedenheit.

Das neue Grundsatzpapier der EKD macht schon im Titel deutlich, dass es das bewährte Leitbild beibehalten, zugleich aber im Hinblick auf eine seit 2007 völlig veränderte sicherheitspolitische Situation fortschreiben möchte: „Welt in Unordnung – Gerechter Friede im Blick“. Beides wird miteinander in Beziehung gesetzt, indem im Hauptteil der Denkschrift die aktuellen sicherheitspolitischen und damit eben auch friedensemischen Herausforderungen benannt und un-

ter Rückgriff auf das Leitbild des Gerechten Friedens ethisch analysiert werden. Aktuelle Krisenherde wie die Ukraine und Nahost sind als Hintergrund der Überlegungen klar gegenwärtig. Themen sind u. a. die hybride Kriegsführung, die Krise der regelbasierten internationalen Ordnung und Rüstungsexporte. Die Urteilsbildung erfolgt unter Rückgriff auf die bekannten vier Dimensionen des Gerechten Friedens, die aber neu interpretiert werden.

Die Notwendigkeit rechtserhaltender Gewalt wird ausdrücklich benannt

Am Gewichtigsten ist es, dass „Schutz vor Gewalt“ nun als Basiskriterium fungiert: Der elementare Schutz von Leib und Leben wird zur Grundforderung; das grundlegende Bekenntnis zum Primat des Gewaltverzichts findet seine ausdrückliche Grenze in Aktionen der legitimen Selbstverteidigung; der konsequent gewaltlose Pazifismus ist, so sehr er als persönliche Zeichenhandlung Respekt verdient, keine christlich geforderte Option für staatliches Handeln im Falle eines zwischenstaatlichen Angriffs. Die besondere Rolle, aber auch Verantwortung von Soldatinnen und Soldaten bei der Anwendung rechtserhaltender Gewalt wird in diesem Zusammenhang ausdrücklich thematisiert.



Bedeutsam ist aber auch die Erweiterung, die die neue Denkschrift im Blick auf die „Anerkennung kultureller Verschiedenheit“ vornimmt. Was 2007 noch auf die gleichberechtigte Koexistenz von unterschiedlichen Kulturen hinzielte, wird nun unter dem Stichwort „friedensfördernder Umgang mit Pluralität“ breiter gefasst, indem es generell auf das menschliche Miteinander bezogen wird. Angesichts zunehmender Polarisierungen und der Hochkonjunktur von Feindbildern, sowohl innergesellschaftlich als auch global, ermahnt die Denkschrift zu einer verantwortungsvollen, auch in der Kritik konstruktiven Haltung.

Überhaupt ist das Abheben auf Frieden als Einstellung des Bewusstseins, als Haltung des Herzens, noch vor jeder konkreten sicherheitspolitischen Positionsbestimmung, ein Kennzeichen des neuen Friedensworts der EKD. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass die theologische Grundlegung sehr weit gefasst ist und das christliche Friedenszeug-

zukommende Würde in sich trägt – daraus ergibt sich ein Imperativ zum Zusammenleben in Frieden und einer Haltung des wechselseitigen Respekts, ja der Demut. Jesus hat diese Haltung gelebt und wird damit zum Vorbild für friedensförderndes Handeln.

Eine Denkschrift ist keine Taschenkarte

Die Denkschrift wurde von einem Redaktionsteam erstellt, das aus Mitgliedern des EKD-Kammernetzwerks und der sog. Friedenswerkstatt besteht, einer Gruppe von Fachleuten, die von der EKD in Reaktion auf die durch die russische Invasion der Ukraine ausgelösten gesellschaftlichen und innerkirchlichen Debatten einberufen wurde. Unter Leitung von Friederike Krippner und Reiner Anselm hatte das Team nur vergleichsweise wenig Zeit, um einen Text zu erstellen, der zur Herbstsynode 2025 der EKD vorgestellt werden sollte. Mit diesem Zeitdruck dürfte es zusammenhängen, dass einzelne Ungleichgewichte im Text zu verzeichnen sind. Am deutlichsten fällt das ins Auge, wenn das Thema von Kriegsverbrechen und ihrer (nicht nur) juristischen Aufarbeitung nur sehr knapp und allein am Beispiel der sexualisierten Gewalt behandelt wird.

Über viele der in der Denkschrift vorgetragenen Positionsbestimmungen kann man diskutieren. Manche werden aber vermutlich eher noch kritisieren, dass sich die Autorinnen und Autoren an vielen Stellen mit einem eindeutigen Urteil zurückhalten. Genau das liegt freilich im Geist evangelischer Denkschriften, die sich als Anleitungen zur persönlichen Gewissensbildung verstehen, nicht als fertige Handlungsanweisungen im Sinne einer Taschenkarte. Dementsprechend wird auch im vorliegenden Text immer wieder auf schwierige Güterabwägungen verwiesen, die die Ethik generell – und eben gerade auch die Friedensethik – ausmachen. Zur friedensfördernden Haltung gehört es, solche Dilemmata anzuerkennen und tastend nach der relativ besten Handlungsoption zu suchen. Indem sie dies befürwortet, ist die neue Friedensdenkschrift der EKD schon vor jeder konkreten Positionsbestimmung ein wohltuender Aufruf zur Friedensbildung. ▀

Welt in Unordnung:
Ein Mann im Garten
seines Hauses in
Odessa nach einem
Drohnenangriff



nis nicht aus einzelnen Bibelstellen abgeleitet wird, in denen von Friede und Gewalt die Rede ist, sondern aus der fundamentalen Geschöpflichkeit des Menschen. Der Mensch ist endliches und fehlbares Geschöpf, das zugleich eine unverlierbare, allen in gleicher Weise

Prof. Dr. Friedrich Lohmann unterrichtet Evangelische Theologie mit dem Schwerpunkt Angewandte Ethik an der Universität der Bundeswehr München. Er gehört dem Herausgeberkreis von ZUR SACHE BW an.



Wehrhaft und willens:
Soldaten des 124. Offizier-
lehrgangs der Luftwaffe
beim feierlichen Appell
im September 2025



DIENSTPFLICHT MIT WAHLFREIHEIT?

**Zur kirchlichen Diskussion einer neuen Wehrpflicht
bzw. einer allgemeinen Dienstpflcht**

Von Alexander Dietz

Signal an Moskau: Bundes-
verteidigungsminister Boris Pistorius
mit deutschen Soldaten beim
Manöver „Nordic Response“
2024 in Norwegen



Bereits seit der russischen Annexion der Krim im Jahr 2014 und verstärkt seit dem russischen Angriff auf die Ukraine im Jahr 2022 wurde in vielen europäischen Ländern über eine Wiedereinführung der Wehrpflicht oder auch über die Einführung einer allgemeinen Dienstpflicht diskutiert (teilweise auch bereits entschieden), da eine Erhöhung des Umfangs der Streitkräfte im Blick auf die Landes- und Bündnisverteidigung nun als notwendig erachtet wird, was in den meisten Ländern zu Rekrutierungsproblemen führt.

In Deutschland schälten sich im Laufe der vergangenen Jahre im kontroversen Diskurs vier konkurrierende Positionen heraus:

- 1** Förderung des freiwilligen Engagements in der Bundeswehr und im Sozialbereich durch verbesserte Rahmenbedingungen sowie einen Rechtsanspruch auf die Finanzierung eines Freiwilligendienst-Platzes (Bündnis 90 / Die Grünen, Sozialverbände, Bertelsmann-Stiftung).
- 2** Erhöhung der Anzahl der freiwillig Wehrdienst Leistenden durch eine verpflichtende Musterung und verstärkte Information (SPD), eventuell langfristig Übergang zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Dienstpflicht (Boris Pistorius).
- 3** Aufhebung der Aussetzung der Wehrpflicht (CDU / CSU, AfD, Bundeswehrverband), eventuell langfristig Übergang zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Dienstpflicht (CDU).
- 4** Einführung einer allgemeinen Dienstpflicht für junge Männer und Frauen, die wahlweise bei der Bundeswehr oder im Sozialbereich abgeleistet werden kann (Frank-Walter Steinmeier, knapp drei Viertel der deutschen Bevölkerung in Umfragen).

Im Koalitionsvertrag der neuen Bundesregierung setzte sich weitgehend die Position der SPD durch: „Wir schaffen einen neuen attraktiven Wehrdienst, der zunächst auf Freiwilligkeit basiert. [...] Wir orientieren uns dabei am schwedischen Wehrdienstmodell. Wir werden noch in diesem Jahr die Voraussetzungen für eine Wehrerfassung und Wehrüberwachung schaffen.“ Bereits im Juli wurde ein entsprechender Gesetzentwurf fertiggestellt, so dass ab dem kommenden Jahr alle jungen Menschen, beginnend mit dem Jahrgang 2008, ange schrieben werden und alle jungen Männer einen Musterungsbogen ausfüllen müssen. Vor allem angesichts eines attraktiveren Gehalts hofft man auf eine wachsende Anzahl freiwillig Wehrdienst Leistender. Sollte auf diese Weise keine ausreichende Rekrutierung gelingen, können laut Gesetzentwurf Bundesregierung und Bundestag per Beschluss die Aussetzung der Wehrpflicht aufheben.

Kirchliche Positionen bewegen sich

Auch in der theologischen Ethik wird die Frage nach einer neuen Wehrpflicht bzw. einer allgemeinen Dienstpflicht kontrovers diskutiert. Radikal pazifistische Positionen, die es in der theologischen politischen Ethik immer gab und die innerhalb der EKD in den vergangenen Jahrzehnten einflussreich geworden waren, haben angesichts der aktuellen außenpolitischen Entwicklungen für viele an Plausibilität verloren. Die Phase der Neuorientierung wird mit der gerade im Erscheinen begriffenen neuen Friedensdenkschrift keinesfalls abgeschlossen sein. Auch das vorherrschende Paradigma des „gerechten Friedens“ basiert letztlich auf einer prinzipiellen Akzeptanz militärischer Verteidigung als legitimer Form einer lebensförderlichen Gestaltung der erlösungsbedürftigen Welt im Sinne der recht verstandenen reformatorischen Zwei-Regimente-Lehre. Dabei bleiben die bewährten, eingrenzenden ethischen Kriterien eines „gerechten Krieges“ zwischen den Zeilen in Kraft. Auf dieser Grundlage kann auch die Neuausgestaltung der Wehrpflicht bzw. einer allgemeinen Dienstpflicht in allen diskutierten (die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen einschließenden) Varianten prinzipiell bejaht werden.

Evangelische Ethik lehnt staatlichen Totalitarismus als Überschreitung des begrenzten staatlichen Auftrags ab. Zwar darf der Staat seinen Bürgern Pflichten auferlegen, die ihre Selbstbestimmung einschränken (z. B. Steuerpflicht), aber es bedarf guter Gründe für eine Einschränkung bürgerlicher Freiheitsrechte, beispielsweise im Zuge einer Dienstpflicht. Dabei können Verteidigungsfähigkeit, Krisenresilienz und gesellschaftlicher Zusammenhalt sicherlich gute Gründe sein, was eine Abwägung im demokratischen Diskurs im Blick auf den konkreten Fall nicht erübrigt.

Da es in der evangelischen Kirche kein päpstliches Lehramt gibt, kann es auch nicht „die“ evangelische Position in einer ethischen Frage geben, sondern letztlich nur die persönliche Meinung jedes einzelnen evangelischen Christen. Sowohl im Blick auf eine Wehrpflicht als auch im Blick auf eine allgemeine Dienstpflicht äußern sich die meisten Repräsentanten der evangelischen Kirche in der Regel eher kritisch und betonen in der ethischen Güterabwägung besonders stark die individuelle Freiheit, während sie der staatlichen Aufgabe, für Sicherheit zu sorgen (in einer noch nicht erlösten

Welt, in der Starke dazu tendieren, über Schwächere herzufallen), eher eine geringe Bedeutung beizumessen scheinen – so wie die von Luther bekämpften sogenannten „Schwärmer“ in der Reformationszeit.

Eine Dienstpflicht greift in die persönliche Freiheit ein – und in den Arbeits- markt

Besonders überraschend wirkt für viele Außenstehende wahrscheinlich die klare Ablehnung des Vorschlags einer allgemeinen Dienstpflicht durch die verbandliche Diakonie. Hinter dieser Positionierung steht in erster Linie der Wunsch,

**Da es in der evangelischen Kirche
kein päpstliches Lehramt gibt,
kann es auch nicht „die“ evangelische
Position in einer ethischen Frage geben,
sondern letztlich nur die persönliche
Meinung jedes einzelnen evangelischen
Christen.**

das Erfolgsmodell der Freiwilligendienste zu erhalten und zu stärken. Allerdings muss es sich hier gar nicht um eine



Prof. Dr. Alexander Dietz
Dietz lehrt Systematische Theologie und Diakoniewissenschaft mit dem Schwerpunkt Ethik an der Hochschule Hannover.

Alternative handeln. Vielmehr könnten (und sollten) die Freiwilligendienste in eine entsprechend ausgestaltete allgemeine Dienstpflicht integriert und in diesem Zusammenhang noch ausgebaut werden. Ein weiteres Argument gegen die allgemeine Dienstpflicht ist die Gefahr einer sozialpolitischen Instrumentalisierung zur Deprofessionalisierung sozialer Berufe sowie zum Sozialabbau. Diese Gefahr muss durchaus ernst genommen und die Arbeitsmarktnutralität der Tätigkeiten gegebenenfalls sichergestellt werden (so wie früher beim Zivildienst).

Der Begriff „Dienst“ gehört – in Form des Gedankens des Dienstes am Nächsten – zum Kern christlicher Ethik. Dienen im christlichen Sinne ist dabei zu verstehen als Annahme oder Anerkennung eines Auftrags aus freier Entscheidung. Vor allem im Bereich der Diakonie wurde der Dienstbegriff allerdings früher mitunter instrumentalisiert, um ausbeuterische Arbeitsstrukturen theologisch zu legitimieren. Insofern muss evangelische Ethik an dieser Stelle besonders sensibel sein. So ist die Forderung nach Gemeinsinn und bürgerlichem Engagement in der

Debatte um eine allgemeine Dienstpflicht dann ambivalent, wenn sie sozialpolitisches Versagen kaschieren soll.

Schließlich argumentieren manche Gegner der allgemeinen Dienstpflicht in der Diakonie auch noch damit, dass Freiwilligkeit eine Voraussetzung für Persönlichkeits-Bildungsprozesse sei. Aus theologischer Sicht liegen dieser Argumentation jedoch ein unangemessenes Menschenbild sowie Freiheitsverständnis zugrunde. Die Kultivierung von Freiheit schließt in der pädagogischen Praxis Zwang und Autorität nicht aus (z.B. Schulpflicht). Es muss dabei natürlich auch kritisch reflektiert werden, inwieviel die Erziehung erwachsener Menschen zu bürgerschaftlichem Engagement und Toleranz ein legitimes politisches Ziel für einen demokratischen Staat darstellen kann und wo hier die Grenzen liegen. Meines Erachtens könnte als Grundsatz gelten: Werte aufzwingen? Nein. – Lernorte schaffen? Ja.

Man muss aus der Geschichte, in der Jugendgemeinschaftsdienste teilweise militaristisch, nationalistisch oder arbeitsmarktpolitisch instrumentalisiert wurden, lernen und sensibel für mögliche Fehlentwicklungen bleiben. Das bedeutet in der heutigen Dienstpflicht-Diskussion insbesondere, dass nicht an den Bedürfnissen der Jugendlichen vorbeigeplant werden darf und dass die jungen Menschen nicht gänzlich ihrer Selbstinitiative entzogen werden dürfen. In diesem Sinne ist auf ihre Beteiligung am Diskurs ebenso zu achten wie auf ausreichende Wahlfreiheiten im schließlich umgesetzten Modell.



Macht schlägt Moral?
Russlands Präsident Wladimir Putin
in einem Rehabilitationszentrum
für verwundete Soldaten
in Moskau

WAS VÖLKERRECHT IST, BESTIMMEN WIR!

**Über die Auslegungsbedürftigkeit des internationalen Rechts
und die Aufgabe der Friedensethik**
Von Maximilian Schell

Man könnte angesichts der jüngsten Entwicklungen die steile These wagen: Das Völkerrecht erlebt eine regelrechte Erfolgsgeschichte. Noch nie war so viel von ihm die Rede, noch nie wurde es so oft als Begründungsfigur herangezogen. Ob beim russischen Angriff auf die Ukraine, beim Terroranschlag der Hamas auf Israel, in der Debatte über die israelische Kriegsführung in Gaza, im Konflikt im Ostkongo oder bei den Angriffen der USA auf iranische Atomanlagen – immer wieder lautet die Frage: „Was sagt das Völkerrecht dazu?“ Und es folgt die Bewertung: „Das ist (nicht) völkerrechtswidrig.“ Dabei paart sich die Alltäglichkeit der Diskussion mit ihrer Allgegenwart: Nicht mehr nur Regierungen oder die Wissenschaft, sondern auch die Zivilgesellschaft und Medien diskutieren über das Völkerrecht – in Zeitungen, Social-Media-Kanälen, ja, auch in den Sitzungsräumen der EKD. Dem Völkerrecht wird scheinbar einiges zugetraut: Es erscheint als Instanz der Orientierung, als Maßstab für Recht und Unrecht, nicht selten sogar für „gut“ und „böse“. Eine Erfolgsgeschichte also – oder doch nicht?

Denn so viel über das Völkerrecht gesprochen wird, so wenig verhindert es die Fort-

führung von Kriegen, Angriffen und Gewalt. Hinzu kommt, dass das Völkerrecht als willkürlich interpretierbar erscheint. Frei nach dem Motto: „Was Völkerrecht ist, bestimmen wir!“, können selbst Russland und seine Verbündeten den eigenen Angriffskrieg als „rechtmäßig“ deklarieren. Das Völkerrecht – also doch eher ein „zahnloser Tiger“, ein nutzloses

men. Der Völkerrechtler Thilo Marauhn plädiert auf dieser Linie für einen „Völkerrechtsrealismus“: Nur wer das Völkerrecht nüchtern einschätzt, könne seine Potenziale nutzen, zu seiner Entwicklung beitragen und zugleich diejenigen Spielräume ausloten, die uns zur Friedenswahrung auch jenseits des Rechts zur Verfügung stehen.

unfähig bleibt – obwohl ihm nach Art. 24 der UN-Charta die Hauptverantwortung für Frieden und Sicherheit übertragen ist. De facto liegt die Durchsetzung des Völkerrechts daher häufig bei den Staaten selbst – etwa wenn sie im Falle eines bewaffneten Angriffs individuelle oder kollektive Selbstverteidigungsmaßnahmen (Art. 51 der Charta) ergreifen. Staaten sind somit im zwischenstaatlichen Völkerrecht Rechtsetzer, Adressaten und Vollzugsakteure zugleich.

Angesichts dieser archaisch anmutenden Ordnung, deren Gerichtsbarkeit und Sanktionsmacht nur schwach institutionalisiert sind, überrascht es kaum, dass sich in den vergangenen Jahren ein Trend zur Individualisierung im System kollektiver Sicherheit beobachten lässt: Militärische Maßnahmen werden zunehmend unilateral und subjektiv gerechtfertigt.

Das Völkerrecht ist auslegungsfähig und -bedürftig

Zur realistischen Einschätzung gehört außerdem, die Auslegungsfähigkeit und -bedürftigkeit zentraler Begriffe des Rechts wahrzunehmen. Das gilt nicht nur für Fragen des Gewaltverbots (*ius ad bellum*), sondern ebenso für das humanitäre Völkerrecht (*ius in bello*).



Dr. Maximilian Schell ist Postdoktorand am Lehrstuhl für Systematische Theologie, Ethik und Fundamentaltheologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum. Er forscht zu Themen der Friedensethik, Medizinethik und Wissenschaftsethik und ist Mitautor der neuen EKD-Friedensdenkschrift.

Relikt vergangener fortschritts-optimistischer Zeiten denn eine zentrale Orientierunginstanz?

Ein Völkerrechtsrealismus ist notwendig

Das Völkerrecht vorschnell abzuschreiben, wäre ein Fehler. Stattdessen gilt es, seinen Charakter, seine Funktionsweise und vor allem seine Grenzen realistisch in den Blick zu neh-

men. Ein realistischer Blick zeigt zunächst: Anders als innerstaatliches Recht verfügt das Völkerrecht weder über eine zwingende Gerichtsbarkeit noch über durchsetzungsstarke Sanktionsmechanismen. Das prominenteste Beispiel ist der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen, der sich im Falle eines Angriffskrieges oft selbst blockiert und damit handlungs-



Mutmaßliche Kriegsverbrechen im Ostkongo: Bewohner fliehen im Januar 2025 vor Kämpfern der M23-Miliz in Goma

So ist etwa keineswegs immer eindeutig, was genau als „bewaffneter Angriff“ zählt, wann ein solcher unmittelbar bevorsteht und inwieweit etwa „präemptive“ oder „interzeptive“ Selbstverteidigung gerechtferigt ist. Ebenso auslegungsbedürftig ist z.B. im humanitären Völkerrecht, wann ein erwarteter militärischer Vorteil die voraussichtlichen zivilen Schäden überwiegt und damit das sogenannte Exzessverbot nicht greift. Das Völkerrecht ist also trotz aller Regelungsdichte von Interpretations- und Anwendungsspielräumen geprägt. Gerade deshalb ist in völkerrechtsrealistischer Perspektive der Diskurscharakter des Völkerrechts hervorzuheben, der aber nicht zu verwechseln ist mit Beliebigkeit und Unbestimmtheit: Das Völkerrecht schafft vielmehr einen historisch gewachsenen, empirisch erprobten Diskurskorridor, innerhalb dessen Staaten ihre Positionen begründen und sich Kritik stellen müssen. Der Satz: „Was Völkerrecht ist, bestimmen wir“, wird in dieser Perspektive nicht pejorativ gelesen. Was die friedenswahrende Auslegung des Völkerrechts ist, bestimmt der Diskurs, der somit das Handeln eines Staates (de-)legitimieren kann. Gerade in seinem diskursiven und staat-

liches Handeln (de-)legitimierenden Charakter liegt die Kraft des Völkerrechts.

Das Völkerrecht und seine Angewiesenheit auf ein belebendes Ethos

Das Völkerrecht verdient also weder Spott noch Resignation. Seine Grenzen gilt es, nüchtern wahrzunehmen, seine Potenziale konsequent zu nutzen. Das Völkerrecht ist eine zivilisatorische Errungenschaft, die – oft kontrafaktisch – Maßstäbe setzt. Deshalb ist es nur folgerichtig, dass die theologische Friedensethik mit ihrem Leitbild des Rechten Friedens einhellig an seiner Bedeutung festhält. Dabei erschöpft sich die friedensethische Aufgabe jedoch nicht darin, Recht schlachtweg zu bestätigen. Vielmehr sollte die Friedensethik ihre eigene Rolle im Gegenüber zum Recht wahrnehmen, die u.a. in der Reflexion und Förderung eines friedenswahrenden Ethos liegt. Denn gerade angesichts der Gefahr, dass machtpolitisch motivierte Auslegungen den recht-

lichen Diskurskorridor verzerren, ist das Völkerrecht auf ein tragendes Ethos angewiesen, das die beteiligten Akteure und Öffentlichkeiten normativ und motivational zu orientieren vermag. Anders gesagt: Ohne einen „gemeinsamen Spirit“ verliert das Völkerrecht auf Dauer an Kraft und Geltung; ohne ein gemeinsames Ethos droht es, zum Machtinstrument der Stärkeren zu werden.

Ein solches Ethos ist nicht als von allen geteilte monolithische Weltanschauung zu verstehen. Aus theologisch-friedensethischer Sicht kann vielmehr ein „perspektivischer Universalismus“ (Christian Polke) friedensfördernd wirken und das Recht beleben. Er hält gegenüber partikularen und abschottenden Positionen fest, dass es im globalen Miteinander um das Ganze geht – zugleich aber kein Absolutheitsanspruch der eigenen Perspektive erhoben werden darf. Dieses Ethos verbindet zwei Pole: Es fragt nach dem, was für alle Menschen gelten soll, und mahnt zugleich

zur Reflexion der eigenen Perspektivität. Eine internationale Ordnung kann sich nur halten, wenn universale Mindeststandards gemeinsam ausgehandelt werden, ohne dass Einzelne ihre Vorstellung vom guten Leben verabsolutieren.

Theologisch spricht vieles für dieses zweipolige Ethos: Als Geschöpf Gottes besitzt der Mensch keine „letzte Wahrheit“ und keine gottgleiche Erkenntnis. Gleichzeitig hat er als neuer Mensch in Christus die Gewissheit, dass die Liebe Gottes und der Friede der Welt alle Menschen umfassen – ohne Halt an partikularen Gemeinschaften.

Das Völkerrecht realistisch einzuschätzen, bedeutet: Mit ihm allein lässt sich kein Frieden schaffen – und zugleich ist der von ihm gesetzte globale Diskursrahmen unverzichtbar. Das Völkerrecht bleibt auf ein lebendiges, ihn tragendes universales Ethos in plurer Perspektivität angewiesen. Eine zentrale Aufgabe der christlichen Friedensethik ist es daher, vor dem Hintergrund der eigenen Tradition für ein Ethos des perspektivischen Universalismus zu werben und dieses *bottom-up* in die ökumenische und globale Öffentlichkeit einzubringen. Dies ist ihr bescheidener, aber nicht zu unterschätzender Beitrag. ▀

INNERE FÜHRUNG

Den guten Umgang mit Waffen und mit Kameraden lernen: Rekruten in der Basisausbildung am Gefechtsübungszentrum Heer (GÜZ) in Gardelegen



HALTUNG ALS STRATEGISCHE GRÖSSE

Der Ansatz der Transformativen Autorität – und warum wir ihn auf seine Anschlussfähigkeit an die Innere Führung hin befragen sollten

Von Frank Baumann-Habersack

Eine Anweisung oder sogar ein Befehl ergehen – und doch bleibt die Reaktion darauf verhalten. Zwischen Führung und Geführten steht offensichtlich etwas Unsichtbares. Sind es Zweifel, Erschöpfung oder Misstrauen? Solche Momente können Prüfsteine für jede Führungskraft sein. Sie zeigen: Selbst in scheinbar klaren Hierarchien entsteht Wirksamkeit kaum durch Befehl und Gehorsam.

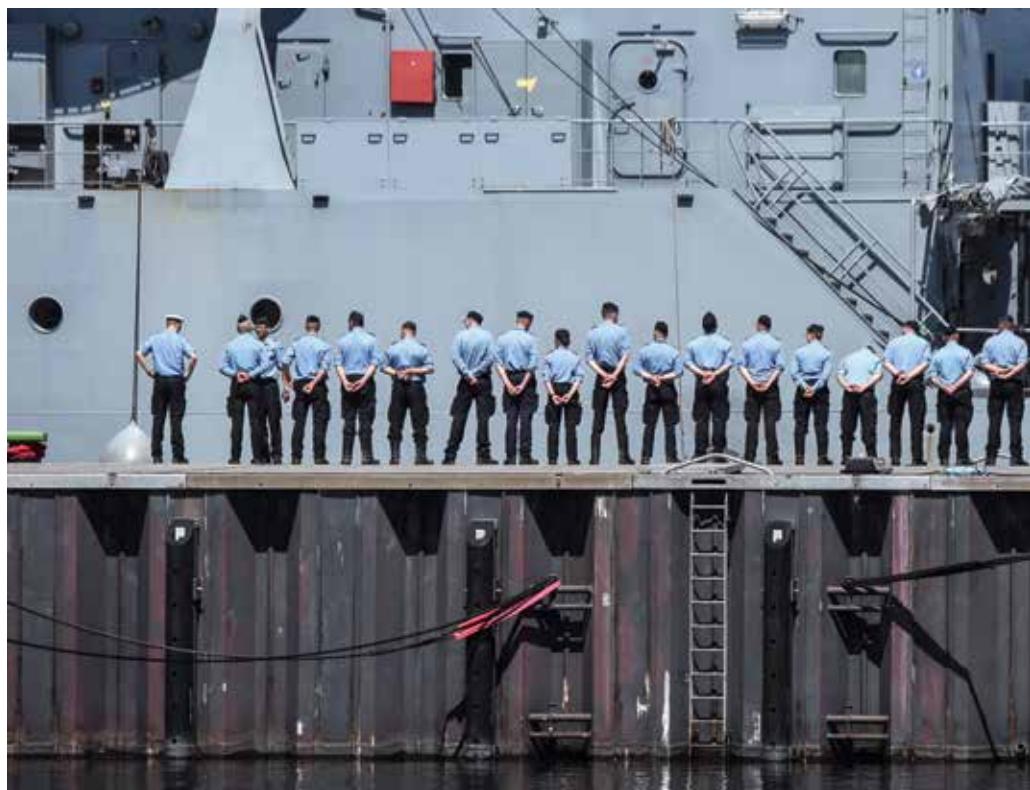
Die Bundeswehr hat mit der „Inneren Führung“ ein Konzept etabliert, das den „Staatsbürger in Uniform“ in den Mittel-

punkt stellt – und Disziplin mit der Achtung der Menschenwürde verbindet. Die Frage, wie Führungspersonen in solchen Situationen handeln und inwieweit dies ihrem Verständnis von Innerer Führung entspricht, wird zu einer bedeutsamen Reflexionsaufgabe.

Warum wir Autorität neu denken müssen

Wer führt – und wer folgt? Diese Frage verhandeln wir fortlaufend, meist unbewusst. Autorität ist dabei kein Besitz – auch wenn unsere Sprache das suggeriert und ins-

Soldaten beim Antreten auf der Gorch-Fock-Mole im Marinestützpunkt Kiel:
Wer führt, ist klar geregelt.
Beim „Wie“ gibt es Spielraum





Frank Baumann-Habersack
erforscht die Dynamik von Autorität in Organisationen an der Universität Bremen und begleitet als Publizist, Mediator und Berater Führungskräfte in Zeiten tiefgreifenden Wandels.



besondere Medienschaffende meist solche Narrative aufrechterhalten. Vielmehr bildet sie sich erst durch eine Beziehung und vergeht ohne sie – schon immer, als eine Art anthropologische Konstante.

Lange dominierte das autoritäre Modell, das mit Macht oder gar Gewalt agiert, aber im Kern nichts mit echter Autorität zu tun hat: einer oben, die anderen unten – mit Gehorsamspflicht und Strafe bei Abweichung. Heute zeigt sich diese Gewalt oft subtil: durch Beschämung oder Ausgrenzung, besonders im digitalen Raum.

Als Gegenreaktion entstand die anti-autoritäre Haltung: keine Grenzen, kein klares Führen. Doch das Vakuum füllen meist schnell informelle Machtgruppen, die in der Regel nur eigene Interessen durchsetzen – eher früher als später auch mit physischer Gewalt.

Beide Haltungen verletzen Würde, zerstören Vertrauen und erschweren Zusammenarbeit – in sicherheitskritischen Bereichen vermutlich mit potenziell gravierenden Folgen.

Zwangsläufig drängt sich die Überlegung auf, wie sich solche Dynamiken zu den Grundprinzipien der Inneren Führung verhalten.

Der wissenschaftliche Ansatz der Transformativen Autorität

Wenn Führungspersonen weder durch autoritäre noch antiautoritäre Einstellungen sichere Beziehungen erzeugen können, braucht es eine andere Haltung, die dennoch wirksam ist: die Transformative Autorität.

Sie ist keine Mischung der beiden Pole des klassischen Autoritätskontinuums, sondern ein eigenständiger, empirisch-wissenschaftlich fundierter Ansatz – der ein neues Feld eröffnet. Ihre Grundwerte sind Gleichwertigkeit (nicht Gleichheit), Gewaltlosigkeit, Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit und Transparenz.

Ihr Ursprung liegt in der Haltung der „Neuen Autorität“ (Omer und von Schlippe), deren historische Wurzeln in der Führungshaltung von Gandhi, Martin Luther King und Gene Sharp liegen – verortet in der Psychologie des gewaltfreien Widerstands.

Sie übernimmt Verantwortung für Führung, schützt Grenzen und Würde – und baut gleichzeitig belastbare Beziehungen (für Konflikte) auf. Ihre Wirkung entsteht nicht durch Unterordnung, sondern durch freiwillige Zuschreibung von Autorität aufgrund innerer, verkörperter Präsenz.

Es liegt nahe zu prüfen, wie sich dieser Ansatz als Ergänzung oder Vertiefung der Inneren Führung verstehen ließe.

Vertrauen ist mehr als ein Gefühl

Wer wirksam führen will, braucht Vertrauen – nicht als fehlinterpretiertes rein „freundliches Gefühl“, sondern als strategische Größe, die Einsatzfähigkeit, Resilienz und Konfliktfähigkeit stärkt.

Vertrauen entsteht eher, wenn Führungskräfte innerlich in sich und in der Beziehung „anwesend“ sind, sich selbst führen, beharrlich und deeskalierend handeln, Entscheidungen transparent machen – und Verantwortung für (auch unbeab-

sichtige) soziale Schäden ihres Führungs-handelns übernehmen; möglicherweise auch inklusive einer Form der Wiedergut-machung.

Kontrolle kann kurzfristig Ordnung schaffen – aber oft auf Kosten von langfristiger Bindung und Engagement.

Gerade dabei zeigt sich: Erfolg hängt in vielen Situationen weniger von Kontrolle ab, sondern vielmehr von sicheren, würdewahren Beziehungen – ein Gedanke, der sich vermutlich im Prinzip der Menschenführung auf Augenhöhe der Inneren Führung widerspiegeln könnte.

Die kritische Seite – Missbrauchsrisiken

Auch ein Ansatz wie die Transformative Autorität ist nicht immun gegen Missbrauch. Ohne innere, kritische Haltung – insbesondere gegenüber dem eigenen Ego – und praktizierte Transparenz können ihre Elemente zur Tarnung undemokratischer Macht dienen.

„Vertrauen“ entpuppt sich dann als rhetorisches Geklingel, Präsenz als invasive Überwachung, Beharrlichkeit als destruktiver Zwang.

Deshalb braucht es wahrhaftige Selbst-reflexion, institutionelle Korrektive und eine aktive Werte- und Interessengemeinschaft, die Feedback ermöglicht, Missbrauch benennt und soziale Verletzungen in Wiedergutmachung bringt. Dies sind praktische Möglichkeiten, um das Risiko zu minimieren, dass Führungspersonen transformative Beziehungsgestaltung zur verdeckten Sicherung von unautorisierten Macht ausnutzen.

Die Frage, wie sich das mit den Prinzipien der Inneren Führung in Einklang bringen lässt, könnte dabei von besonderer Bedeutung sein.

Diese Elemente lassen sich Schritt für Schritt entfalten, indem Menschen sich zunächst einseitig für diese Haltung entscheiden; sich dann mit Gleichgesinnten zusammenschließen, Beziehungen bewusst gestalten und Strukturen schaffen, die Kollegialität sowie Gewaltfreiheit fördern.

Es lohnt sich zu reflektieren, welche dieser Elemente bereits mit den Grundsätzen der Inneren Führung übereinstimmen – und welche neuen Impulse hierdurch einfließen könnten.

Ausblick – Haltung als Beitrag zur Transformation

In einer komplexen, krisenanfälligen Welt braucht es konfliktrobuste, würdewahrende Führung, die auf sichere Beziehungen und Vertrauen gründet – auch wenn die aktuelle Weltlage gerade in die entgegengesetzte Richtung zu drifteten scheint.

Transformative Autorität verschiebt den Fokus vom „Ich“ zum „Ich-im-Wir“, von Konkurrenz zu Kooperation. Sie stellt damit keine „Gegen-Autorität“ dar. Vielmehr bietet sie sich als attraktive und wirksame Alternative an, Führungsbeziehungen zu erneuern.

Sie kann Organisationen und Gesellschaften gleichermaßen in Wandel bringen und diesen unterstützen – besonders dort, wo Verantwortung, klare Entscheidungen und gegenseitige Achtung Hand in Hand gehen müssen.

In diesem Zusammenhang stellt sich abschließend die Frage, welche Haltung Führungspersonen in unübersichtlichen Lagen einnehmen – um sowohl ihrem Auftrag als auch den Grundsätzen der Inneren Führung zu folgen.

Wege in der Praxis

Transformative Autorität entfaltet sich in sieben, sich überlagernden Elementen, die Haltung in konkretes Verhalten übersetzen – hier kurz angedeutet:

1 Präsenz – verkörperte innere Anwesenheit und äußere Nahbarkeit

2 Selbstführung – eigene Gefühle und Gedanken steuern, nicht das Verhalten anderer

3 Beharrlichkeit / Deeskalation – Grenzen wahren, ohne zu eskalieren

4 Wiedergutmachung – Fehler und soziale Schäden anerkennen, Beziehungen befrieden

5 Reflexion – auch eigene Anteile sehen, Co-Führung entwickeln

6 Transparenz – Entscheidungen erläutern, von eigenen Lernprozessen berichten – als Modell

7 Führungskoalition / -netzwerk – Kooperation in Konkurrenzfeldern, niemand muss mehr alleine führen

SO SCHWIERIG IST ES DOCH GAR NICHT!

**Innere Führung ist in erster Linie eine Aufgabe
der Selbstbildung. Aber es gibt Hilfen und Literatur
zum Selbststudium**
Von Christian Göbel



Unterricht an der
Offizierschule des
Heeres in Dresden:
Innere Führung fordert
Bereitschaft zum
eigenverantwortlichen
Lernen

Prof. Dr. Dr. Christian Göbel lehrt Philosophie an der Assumption University in Worcester (USA) und, als Oberstleutnant der Reserve, Ethik an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg.



Als ich Offizieren die neue Vorschrift *Ethische Bildung* vorstellte, gab es neben Zuspruch eine typische Reaktion auf Themen der Inneren Führung (= IF): „Wie sollen wir das auch noch leisten?“ Angesichts der „doppelten Zeitenwende“ erscheine Stärkung der Kriegstüchtigkeit dringlicher. Doch ethische Bildung ist nicht nur wesentlich für die IF, sie ist auch weniger aufwendig, als es scheint, da sie auf *Selbstbildung* setzt. Aber damit wird niemand alleingelassen. Hilfe zum Selbststudium bietet z.B. das neue *Lesebuch Ethische Bildung* des ZMSBw.¹

Bräuchte IF tatsächlich eine „neue Meistererzählung“ (T. Wanninger nach S. Lange), wäre das kein Neubegründungsnarrativ; wohl aber muss ihr Kern immer neu einsichtig gemacht werden. Kritik wie Weiterentwicklung müssen sich am Gewicht ethischer Bildung messen lassen. Der „sperrige Begriff“ IF bezeichnet ja nichts anderes als Maßnahmen, die das „innere Gefüge“ gestalten: die geistige, politische, moralische Verfassung des Militärs.

Die Regelung zur Inneren Führung (A-2600/1) definiert den *Werterahmen* als „Kernbestand“ der IF. Weder die Gestaltungsfelder der Vorschrift noch die zahlreichen Themen des *Handbuchs IF* (2023) machen aus der IF selbst ein „Konvolut“ (T. Wanninger). Ihr Gehalt ist zeitlos. „Dynamisch“ ist die Anwendung in wechselnden militärischen und gesellschaftlichen Lagen, für stets neue Generationen, in einer Menschenführung, die die Werte des Grundgesetzes erfahrbar macht. Das neue *Handbuch* ist keine „verpasste Chance“ (N. Holz), da es weniger Dienstanweisung als Anregung zum eigenen „Nachdenken“ sein will.²

Das eigene Lernen selbst verantworten

Zeitlos ist IF auch als „ganzheitliche Bildungskonzeption“. Die Trias Mensch – Bürger – Soldat verpflichtet Dienstherr wie Einzelne zur Persönlichkeitsbildung. Baudissin sah schon „soldatische Erziehung“ als *Selbst-*

erziehung. Erst recht gilt das für „staatsbürgerliche Bildung“: IF erwartet die „Entwicklung einer inneren Haltung“, die die Werte der Bundeswehr teilt. Das ist Dienstvoraussetzung und bleibende Aufgabe. IF „fordert Bereitschaft zum eigenverantwortlichen Lernen“. Auch die Verfassungstreuepflicht (§ 8 SG) impliziert stete Reflexion eigener Entscheidungen im Dienst wie im Privaten.

Dieser Anspruch hat philosophische Tiefe, weil IF auf Freiheit setzt. Obgleich man heute den Begriff Persönlichkeit bevorzugt, sprechen Vorschrift und neues *Handbuch* zu Recht von Charakter, der nach Aristoteles nicht angeboren, sondern selbstgebildet ist. Mirandola sah die Würde des Menschen in der Freiheit zur Selbstformung. Und Humboldts „höchste Ausbildung aller Kräfte des Menschen zu einem Ganzen“ steht Pate, wenn Bundeswehrangehörige nicht nur Spezialisten im Kriegshandwerk sein sollen. Durch lebenslange Arbeit an der eigenen Persönlichkeit verstehen sie ihre Rolle in der Demokratie und legitimieren die Bundeswehr demokratisch. Das „mutige Selbstdenken“ der Aufklärung (Kant) schafft „moralische Urteilsfähigkeit“ und verhindert Kadavergehorsam. Reflexion über die Moral von Befehlen gefährdet die militärische Ordnung auch nicht: „Gewissensgeleiteter Gehorsam“ ist kein Ungehorsam. Mündige Persönlichkeit macht am „scharfen Ende des Berufs“ auch *militärische Professionalität* aus. „Handeln aus Einsicht“ erlaubt, in komplexen Situationen eigenständig zu urteilen.

Selbstbildung ist „innere Führung“ des Ichs. IF verlangt, sich im Denken selbst zu führen, anstatt sich bloß führen zu lassen. Und nur durch Selbstführung kann man glaubwürdig andere führen. Ethische Selbstbildung ist Teil eines „Ideals soldatischen Dienens“, doch ohne Ideale wäre Gesellschaft nicht zu gestalten. Wer meint, dass IF „verkopft“ sei und Selbstbildung überfordere, traut Bundeswehrangehörigen wenig zu. Jeder Mensch ist geistbegabt und hat darin Würde. Diese begründet aber – so Sokrates – eine Pflicht zur Selbstreflexion. Auch ohne Philosophiestudium lässt sich praktizieren, was Aristoteles oder Kant beschreiben. Auch die Theorie der IF muss man nicht studieren, um ihren ethischen Kern zu erfassen. Wünschenswert wäre es aber,

¹ A. Dörfler-Dierken (Hg.), *Lesebuch Ethische Bildung. Anregungen für Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr*, Potsdam 2026.

² Nicht anders gekennzeichnete Zitate stammen aus *Handbuch* oder *Vorschrift*. Daneben wird u.a. das erste *Handbuch* IF von 1957 (= HB 57) zitiert.

Und Offiziere, die das *Lesebuch* gesichtet haben, bestätigen, dass es in der Truppe genug Potenzial für geistige Bildung gibt. So hatte ich mit Daten zum Freiwilligen Wehrdienst argumentiert;³ der neue Wehrdienst mag es verstärken.

Sollten wir Grundwerte nicht mehr vermitteln können, wäre nicht nur die Bundeswehr gefährdet, sondern die Gesellschaft. Die von manchen geforderte „Leitkultur“, *verstanden als Wertesystem*, dürfte niemanden überfordern: weder Zuwanderer noch Bürger – erst recht nicht jene, die sie mit der Waffe verteidigen. Vielleicht kann IF gar Vorbild staatsbürgerlicher Bildung für alle sein; so erfüllte sich der Wunsch, dass sie auch ein „Angebot der Bundeswehr an die Gesellschaft“ sei.

Manche der „altbekannten Bilder“ helfen auch in modernen Kriegen

Einfacher zu vermitteln sind Werte des Grundgesetzes auch, weil es das *universelle Menschenrechtsethos* umsetzt. Und IF hat Wurzeln in „europäischen Traditionswerten“ (HB 57). Zu den Traditionslinien soldatischer Professionalität in der Bundeswehr kommt das zeitlose Ideal des guten Soldaten, der nicht nur Kampfmoral

³ C. Göbel, Glücksgarant Bundeswehr? Berlin 2016.



Einsatzbereitschaft braucht auch „geistige Rüstung“: Bundeswehrsoldaten 2013 in Mazar-i-Scharif in Afghanistan

Vielleicht kann Innere Führung gar Vorbild staatsbürgerlicher Bildung für alle sein; so erfüllte sich der Wunsch, dass sie auch ein „Angebot der Bundeswehr an die Gesellschaft“ sei.

hat, sondern im Kampf Moral: nach Menschlichkeitsgebot, Lehre vom gerechten Krieg, Völkerrecht. Auch viele Grundsätze guter Menschenführung haben sich über Jahrhunderte nicht geändert.

Beispiele nennt das *Lesebuch*, z. B. Shakespeares Heinrich V., der seine „Band of Brothers“ motiviert. Shakespeare thematisiert aber auch Kritik am König: dass er Kriegsgefangene töten will, gehe „gegen das Kriegsrecht“. So jemand ist *kein* guter Soldat.

Die Frage, ob „altbekannte Bilder eines guten Soldaten“ in modernen Kriegen überholt seien, beantwortet das *Lesebuch*, indem es deren zeitlose Relevanz zeigt. Es ist Mittel einer Selbstbildung, die auf „Gewissensentscheidungen zwischen Leben und Tod“ vorbereitet. Reflexion an historischen Beispielen ist Teil einer tugendethischen Praxis, die charakterliche Disposition formt, um im Ernstfall selbstverantwortlich zu handeln. Militärisches wie moralisches Training zielen auf Handlungssicherheit.

Nicht nur die Bundeswehr ist dem Menschenrechtsethos verpflichtet. Die gemeinsame Tradition guten Soldatseins und demokratischer Werte garantiert die – zuweilen bezweifelte – Anschlussfähigkeit der IF in EU und NATO. Das Lesebuch zeigt z. B. Parallelen mit Amerikas „citizens in uniform“ – auch wenn diese Haltung in den US-Streitkräften zu stärken wäre und ihre Bewährungsprobe als Schutzmacht der Demokratie noch bevorstehen könnte.

Auf ihren zeitlosen Kern baut auch T. Wanningers *Kritik der IF* (2023). Zeitlos ist aber nicht geschichtslos. Und der „Staatsbürger in Uniform“ ist keine „antiquierte“ Begründung der IF, weil Soldaten heute Rechte haben. Es ging immer um die nie unzeitgemäße Bildungsarbeit am Geist der Bundeswehr und Selbstverständnis ihrer Angehörigen. Außerdem liegen historische Gründe der IF nicht nur im Dritten Reich. „Abwehrbereite Kriegstüchtigkeit“ verlangte HB 57 v. a. gegen den Kommunismus. Zwar war auch die Bedrohung zeitbedingt, doch bleiben Rechts- und Linksextremismus ideologische Grundversuchungen, die bis heute Menschen der Demokratie entfremden. Die Bundeswehr muss ihre Werte immer neu ins Bewusstsein rufen und demokratische Resilienz stärken.

Pazifistische Sorgen sind ernst zu nehmen – aber unbegründet

Heute ist wieder klar, dass das Bewusstsein vom Sinn des Kampfs für die gute Sache demokratischer Werte auch „geistige Rüstung“ ist, die Einsatzbereitschaft stärkt. Mehr als äußerer Zwang schafft Selbstbildung durch innere Identifikation „Schlagkraft“ als Ziel der IF (HB 57). Manche sehen moralische Resilienz gar als Mittel gegen *moral injury*.

Pazifistische Sorgen vor Militarisierung sind ernst zu nehmen, aber unbegründet. Die Bundeswehr forciert keine „Spartaner“-Mentalität (E. Wiesendahl). Es geht weiter allein um „Schlagkraft der demokratischen Armee“ (HB 57). Es bleibt ein Irrtum, dass die Bundeswehr, um Krieg führen zu können, „archaische Kämpfer“ bräuchte, die ihr Ethos auf soldatische Sekundärtugenden (Mut, Treue...) beschränken, die Wert erst aus der Sache erhalten, der sie dienen. Wir brauchen keine „Spartaner“, wenn wir „Athener“ haben: soldatisch wie ethisch hervorragende Kämpfer für Freiheit und Demokratie.

Auch die Sorge vor Extremismus und der zu Zeiten des Internationalen Krisenmanagements geäußerte Verdacht, dass sich Kriegermentalitäten leichter rechtsradikalisieren lassen könnten, bestehen weiter. 2024 wurden 97 Rechtsextreme aus der Bundeswehr entlassen. Aber es handelt sich um Einzelfälle. Dass Militär von Kampf redet, sich auf (Verteidigungs-)Krieg vorbereitet, liegt auf der Hand. Die meisten Bundeswehrsoldaten aber sind weder gewaltverherrlichend noch radikal. „Deutsche Krieger“ (S. Neitzel) haben in Afghanistan nicht großflächig NS-Devotionalien benutzt oder Kriegsverbrechen begangen. Aufgrund der „klaren Werteorientierung“ der IF haben die allermeisten trotz „extremer Belastung und fast täglicher Gefechte hoch diszipliniert und moralisch völlig integer agiert“ – so ein ISAF-Kommandeur.⁴ Und die Studie *Armee in der Demokratie* (2025) zeigt, dass es in der Bundeswehr weniger rechtsextreme Tendenzen gibt als in der Gesamtbevölkerung.

Trotzdem ist jeder Einzelfall zu viel. Dagegen wirkt die zeitlose (Selbst-) Bildungsarbeit der IF, die „Resilienz gegen Ideologie und Propaganda“ schafft. Wer die Einladung dazu nicht annimmt, dem muss sie *zugemutet* werden! ▲

⁴ Zu dem Schluss kam bei aller Kritik auch M. Bohnert, Innere Führung auf dem Prüfstand, Hamburg 2017.



Tragische Figur:
Als Veteran findet Rambo
(Sylvester Stallone) keinen
Platz mehr in einer
Gesellschaft, die von der
Realität des Kriegs nichts
wissen will

RAMBOS PLATZ IST IN DER MITTE DER GESELLSCHAFT

**Über ausgelagerte Schuld und mehr Wertschätzung
für Soldatinnen und Soldaten**

Von Robin Wagener

Wenn von „Rambo“ die Rede ist, haben viele sofort das Bild des brutalen Einzelkämpfers vor Augen – muskulös, waffenstarrend, gewaltbereit. In der AlltagsSprache ist der Name zum Synonym für Rücksichtslosigkeit und Brutalität geworden. Dabei erzählt der Film eine andere Geschichte: die eines traumatisierten Vietnamveteranen, der in seine Heimat zurückkehrt und dort keinen Platz mehr findet. Eine Gesellschaft, die Männer in den Krieg geschickt hat, will von ihnen und ihren Verwundungen nichts wissen.

Das Bild ist zugespietzt, aber es verweist auf ein Muster, das auch in Deutschland oft zu beobachten ist. Soldatinnen und Soldaten verkörpern etwas, was wir gesellschaftlich gern verdrängen: die Realität militärischer Gewalt. Unser Selbstverständnis ist das einer aufgeklärten Gesellschaft, die Konflikte mit Worten löst. Wir lehren Kinder, dass Gewalt keine Lösung ist. Waffen erscheinen uns bedrohlich und moralisch suspekt. Diese Haltung ist wichtig und richtig für unser friedliches Zusammenleben. Doch sie blendet aus, dass es Situationen gibt, in denen Gewalt zur Verteidigung notwendig ist.

Jenseits der unmittelbaren Selbstverteidigung delegieren wir die Verantwortung für Gewalt an den Staat: nach innen an Polizei und Justiz, nach außen an



Robin Wagener ist Mitglied des Deutschen Bundestages (Bündnis 90 / Die Grünen) und beschäftigt sich hauptsächlich mit Osteuropa und verteidigungspolitischen Fragen. Zudem ist er Prädikant der Lippischen Landeskirche.

die demokratisch kontrollierte Parlamentsarmee. Aber mit dieser Delegation entsteht eine Versuchung: Die Last der Gewalt wird nicht nur praktisch, sondern auch moralisch ausgelagert. So bleibt das eigene Selbstbild unbeschädigt – während die Soldatinnen und Soldaten die ganze Last tragen. In ihnen bündelt sich das, was die Gesellschaft nicht sehen will. Und so begegnet man ihnen oft mit Distanz oder Befangenheit: Wer sich „freiwillig“ mit Waffen beschäftigt, muss doch „anders“ sein – vielleicht sogar wie der stereotype Rambo.

Die Gewalt, mit der die Polizei konfrontiert ist, erleben die meisten von uns im Alltag nicht. Aber wir können sie uns vorstellen. Und weil uns die Polizei davor schützt, genießen Polizistinnen und Polizisten in der Regel tiefen Respekt.

Unsachliche Angriffe aus Unsicherheit

Die Gewalt des Krieges hingegen ist eine andere Sache. Sie liegt außerhalb unserer unmittelbaren Lebenswelt. Krieg erscheint den meisten von uns als ferne Realität, die wir im Alltag möglichst nicht an uns heranlassen wollen. Häufig schwingt sogar die Haltung mit, dass schon die Beschäftigung damit oder die Vorbereitung auf den Ernstfall einem Herbeireden des Krieges gleichkomme. Damit wird die rationale, präventive Auseinandersetzung noch zusätzlich erschwert.

Unsere Gesellschaft hat die Verantwortung für militärische Gewalt in mehrfacher Hinsicht übertragen: personell auf Soldatinnen und Soldaten, institutionell auf die Bundeswehr und international lange Zeit auf die USA als Sicherheitsgarant Europas. Zugleich werden diese Akteure oft – weit über sachliche Kritik hinaus – heftig angegriffen. Auch das lässt sich als Ausdruck einer gesellschaftlichen Unsicherheit im Umgang mit der eigenen Verantwortung deuten.

Die militärische Gewaltanwendung ist ein tiefer Bruch mit der eigenen Moral. Sie widerspricht unserem Friedensideal. Aber sie lässt sich nicht völlig aus der Welt schaffen, solange Freiheit und Menschenwürde bedroht sind. Eine reife Gesellschaft erkennt diese Spannung an, statt sie zu ignorieren oder auszulagern. Eine reife Gesellschaft wertschätzt den Dienst von Soldatinnen und Soldaten und sieht Bundeswehrangehörige als Menschen mitten unter uns. Sie nimmt die Verantwortung für die Schattenseiten unserer Realität gemeinsam wahr. Darin liegt auch die Grundlage einer gesamtgesellschaftlichen Resilienz.

Neulich sah ich zwei Soldaten in Uniform am Bahnsteig, je ein Kind an der Hand. Eine Familie auf Reisen. Kein martialisches Bild, sondern ein Ausschnitt normalen Lebens. Und zugleich Menschen, die bereit sind, das auf sich zu nehmen, was wir als Gesellschaft lieber verdrängen.

Solche Begegnungen im Alltag sind wichtig. Sie machen sichtbar, dass es nicht um abstrakte „Träger von Gewalt“ geht. Es sind Staatsbürgerinnen und Staatsbürger in Uniform, unsere Nachbarn. Menschen mit Familien, mit Werten, mit Fehlern und Traumata. Menschen, die einen Eid geleistet haben, „das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen“. Menschen, die dies als Teil einer Parlamentsarmee – auf Grundlage demokratischer Entscheidungen – tun. Menschen, denen wir viel stärker unseren Respekt, unsere Anerkennung und Dankbarkeit zeigen sollten. Denn sie sind bereit, im Ernstfall ihr Leben für unser Leben zu riskieren.

Unser Frieden ist bedroht, auch wenn das viele nicht wahrhaben wollen. Verteidigungsfähig zu werden, ist heute das Gebot der Stunde. Wir müssen als Gesellschaft viel stärker darüber ins Gespräch kommen und dabei vor allem mit den Menschen hinter dem militärischen Gerät reden. Denn es sind die Soldatinnen und Soldaten, die unsere militärische Verteidigungsfähigkeit tragen. Sie müssen stärker als bisher gesehen und anerkannt werden – nicht als Schablonen, sondern als Freiheitsverteidiger/innen und Menschen.

„Du bist ein Gott, der mich sieht“, sagt Hagar in der Wüste. Gerade in schwierigen Situationen gilt dieser Zuspruch. Auch und gerade unseren Soldatinnen und Soldaten.

**Unser Selbstverständnis
ist das einer aufgeklärten
Gesellschaft, die Konflikte
mit Worten löst.**

**Diese Haltung ist
wichtig und richtig
für unser friedliches
Zusammenleben.**

**Doch sie blendet aus,
dass es Situationen gibt,
in denen Gewalt
zur Verteidigung
notwendig ist.**

GLAUBENS- FRAGEN

Am Karfreitag 2025 taufen Kirchenälteste am Strand von Durban eine Gläubige. Die feierliche Zeremonie an der südafrikanischen Küste zieht jedes Jahr Hunderte Menschen an, die durch das Ritual ihre Verbundenheit mit Gott und der Gemeinschaft bekreäftigen



Zeichen des Zusammenhalts:
Anteilnahme in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche nach dem Attentat auf dem Breitscheidplatz



Nach einer Gewalttat, die viele erschüttert, nach einem Unglück im Verkehr oder einer Naturkatastrophe wie Flut oder Tsunami: Meistens findet in Deutschland nach einigen Tagen ein Gottesdienst zum Gedenken statt, an dem auch die staatlichen Repräsentant:innen teilnehmen. Nicht selten halten Bundespräsident, Ministerpräsidentin oder Bürgermeisterin im Anschluss auch noch eine Rede. In Erinnerung sind sicher die Gedenkfeiern nach dem Tsunami am Jahreswechsel 2004/05, der Gottesdienst nach dem Absturz einer Germanwings-Maschine in den französischen Alpen 2015 oder die Feier unmittelbar nach dem Anschlag auf dem Berliner Breitscheidplatz 2016. So war es zuletzt auch nach der Messerattacke auf eine Kindergartengruppe im Stadtpark in Aschaffenburg und dem Anschlag auf eine Demonstration der Gewerkschaft ver.di in München.

Staatliches Gedenken in der Kirche? Dafür gibt es gute Gründe: Die Kirchengebäude als öffentliche Räume repräsentieren symbolisch die Geschichte und Identität einer Stadt oder eines Ortes. Häu-

DEM LEID RAUM GEBEN

Wenn die Öffentlichkeit erschüttert ist, ist oft ein zentraler Gottesdienst Ausdruck des Gedenkens. Für eine solche Kombination staatlichen und religiösen Handelns gibt es gute Gründe; aber sie stößt auch an Grenzen, wenn der kirchliche Horizont zu eng ist

Von Kerstin Menzel



Dr. Kerstin Menzel
ist Lektorin für Praktische Theologie mit Schwerpunkt Seelsorge an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig. Sie arbeitet an einem Habilitationsprojekt zur Frage nach der Öffentlichkeit des Gottesdienstes.

fig finden nach einer Gewalttat oder einem Unfall vor ihren Türen und Mauern das Erschrecken und das Mitgefühl einen ersten Ausdruck: mit Kerzen, Blumen und Kuscheltieren, Botschaften der Solidarität und Anteilnahme auch von denen, die nicht direkt betroffen sind, aber mitfühlen. Im kulturellen Gedächtnis ist offenbar auch in einer säkularer werdenden Gesellschaft gespeichert, dass Kirchengebäude Räume für Notzeiten, für Grenzfälle des Lebens, für die Zeiten sind, in denen einem die Worte fehlen.

Worte, die helfen, wenn es keine Antworten gibt

Das ist dann auch ein zweiter guter Grund für religiöse Trauerfeiern angesichts von plötzlich hereinbrechendem Leid. Die Kirchen bewahren Texte und Rituale, die aus Krisenzeiten kommen und daher auch in Krisenzeiten tragen können. Die Psalmen geben Verzweiflung, Schock, Trauer und Zorn, ja, dem Gefühl, aus der Welt gefallen zu sein, Sprache. Gebete können den offenen Fragen ebenso wie der Sehnsucht nach Trost und Halt Ausdruck geben, ohne diese auflösen zu müssen.

Doch wird das Gedenken in einem Gottesdienst unserer pluralen Gesellschaft noch gerecht? Seit vielen Jahren ist die Gestaltung der Feiern in ökumenischer Verbundenheit selbstverständlich, wobei das nicht davon abhängt, aus der Logik der Repräsentation heraus Dubletten zu produzieren: Zwei Begrüßungen sind vielleicht noch unkompliziert, aber zwei Predigten brauchen doch

viel Raum und folgen nur selten einer gemeinsamen Dramaturgie, ein doppelter Segen wirkt manchmal überbetont. In den letzten Jahren wurden darüber hinaus Vertreter:innen des Judentums und des Islams eingebunden mit Gebeten, Beteiligung an den Fürbitten oder eigenen Statements.

Dennnoch bleibt es in der Regel ein christlicher Gottesdienst mit liturgischer Gastfreundschaft und dieses Modell trägt spätestens dann nicht mehr als repräsentatives Ritual, wenn Opfer zum Objekt des Hasses werden, gerade weil sie nicht als Teil der christlichen deutschen Gesellschaft angesehen werden. Ein Indiz für diese Wahrnehmung: Nach den Morden des NSU und nach dem rassistischen Anschlag in Hanau fanden die zentralen Gedenkefeiern rein säkular getragen statt. Die lokalen Kirchen haben in ihren Gottesdiensten das Geschehen auch aufgenommen – der zentrale, im Fernsehen übertragene und medial stark wahrgenommene Ritus wurde jedoch von Kanzlerin bzw. Bundespräsident im Berliner Konzerthaus und im Congress Park Hanau organisiert.

In einer Kommission der Partei Bündnis 90/Die Grünen zu nötigen Veränderungen in der Gestaltung religiös-staatlicher Kooperation angesichts zunehmender religiöser und weltanschaulicher Pluralität wurden 2016 auch Veränderungen in der Gedenkkultur gefordert. Auch medial werden vereinzelt Stimmen laut, die den Staat auffordern, „darauf [zu] verzichten, allen Opfern mit Bibelversen und biblischem Segen unter einem christlichen Deckmantel zu gedenken“, so etwa in der „taz“ im Januar 2025. Diese Forderungen sind noch sehr überschaubar. Auch nach den letzten Gewalttaten in Magdeburg und Aschaffenburg wurde sehr selbstverständlich auf die Kirchen als zentrale Akteure und ihre Räume zurückgegriffen – so eindeutig christlich waren diese Gedenkefeiern, dass der Imam in Aschaffenburg den politischen Repräsentant:innen zugeordnet wurde und nicht dem religiösen Teil. Die bereits stattfindenden öffentlichen muslimischen Trauerfeiern, die meist nicht nur den Opfern der eigenen Religion zugedacht sind, finden dagegen in der öffentlichen Wahrnehmung jenseits der lokalen Ebene kaum Aufmerksamkeit.

Nicht immer sind die zentralen Gedenkefeiern Gottesdienste

Zwei andere Feiern machen deutlich, dass die Allianz mit den christlichen Kirchen auch schnell zerbrechen kann. In der zweiten Welle der Coronapandemie verstärkten sich die Rufe nach einem Gedenken, denen der Bundespräsident schließlich nachkam und eine Gedenkefeier im Konzerthaus im April 2021 ansetzte – zunächst ohne Abstimmung mit den Kirchen. Nachdem diese sich irritiert geäußert hatten, wurde ein Gottesdienst am Vormittag desselben Tages ergänzt, in den dieselben Teilnehmenden eingebunden wurden wie in die staatliche Feier – Angehörige

Wie werden wir als Gesellschaft dem Leid zukünftig Ausdruck geben? Wie finden auch umstrittene und widersprüchliche Erfahrungen unserer Migrationsgesellschaft Raum?

von Menschen, die in der Pandemie (nicht nur an Corona) verstorben waren, und die Repräsentant:innen der fünf Verfassungsorgane: Bundestag, Bundesrat, Bundesregierung, Bundespräsident und Bundesverfassungsgericht. Beide Feiern wurden im Fernsehen übertragen, der zentrale Gedenkakt mit dem Anzünden von Kerzen fand jedoch im Konzerthaus statt.

Nach dem Anschlag auf dem Stadtfest in Solingen 2024 gab es einen Gottesdienst zum Gedenken, der jedoch zum Schutz der Trauernden unter Ausschluss von Fernsehübertragung und Fotografie stattfand. Die zentrale, medial aufgenommene Gedenkfeier fand dann im Theater und Konzerthaus von Solingen statt. Neben Oberbürgermeister, Ministerpräsident und Bundespräsident waren dort auch die Stadtsuperintendentin und der Stadtdechant beteiligt. In ihrem Beitrag verwoben sie Aspekte einer Ansprache und religiöser Sprachformen: Sie verbanden die Seligpreisungen mit Worten aus Thora und Koran, ergänzten sie mit Worten, die zwischen religiöser Rede und Gebet changierten, und endeten mit

dem Friedenswunsch in drei Sprachen – Deutsch, Hebräisch, Arabisch.

Wer gibt die Impulse?

Es gibt Ereignisse, da ist sofort deutlich, dass eine Gedenkveranstaltung mit gesamtgesellschaftlicher Bedeutung sinnvoll und angemessen ist. Im Überblick lässt sich jedoch auch noch einmal kritisch fragen: Wessen wird nicht gedacht? Welches Leid findet kein Gedenken? Die großen Gedenkfeiern, in die religiöse Akteure in Deutschland so zentral eingewoben sind, lassen sich ja als Teil gesellschaftlicher Aushandlungen der Wahrnehmung und Deutung von Leiden und der öffentlichen Anerkennung von „Opfern“ begreifen. Deshalb war die Etablierung von Gedenkfeiern für im Dienst verstorbene Soldat:innen so wichtig. Und deshalb war auch die Gedenkfeier des Bundespräsidenten in der Pandemie eine so sensible Angelegenheit – aus einem Gedenken für an Covid-19 Verstorbene wurde dann ein Gedenken an die Verstorbenen in der Pandemie, weil auch dieses Sterben in Einsamkeit dazugehörte zum Leiden, ebenso wie das Leiden durch

die Maßnahmen zur Begrenzung der Ansteckung, das vom Bundespräsidenten konkret und empathisch benannt wird. Und deshalb war der Gottesdienst von Papst Franziskus vor Lampedusa 2013 ein so wichtiges Zeichen in einer andauenden und verdrängten humanitären Krise, die nur gelegentlich mediale Aufmerksamkeit erhält, aber unvermindert weitergeht. Wer gibt eigentlich den Impuls für das Stattfinden eines Gedenkens und für wen nutzen die Kirchen ihre Privilegien?

Wie werden wir als Gesellschaft dem Leid zukünftig Ausdruck geben? Wie finden auch umstrittene und widersprüchliche Erfahrungen unserer Migrationsgesellschaft Raum? Wie können unterschiedliche Deutungen von Gewalttaten, insbesondere auch die Perspektive der Betroffenen, angemessen Ausdruck finden? All dies sollte gesellschaftlich breit diskutiert werden. Entscheidend wird aber wohl sein, wie überzeugend die Rituale sind, die Kirchen, Moscheen, jüdische Gemeinden und andere Religionsgemeinschaften ebenso wie staatliche Akteure entwickeln.

DIE GEWALTFREIE ALTERNATIVE

Sie vertraten die konsequente Trennung von geistlichem und weltlichem Reich – und wurden gerade dadurch zum Politikum.

**Vor 500 Jahren entstand die Täuferbewegung
als Teil der Reformation**

Von Astrid von Schlachta

Mit einem Pilgermarsch in Hamburg feiern Geistliche und Gäste im September 2025 das 500-jährige Bestehen der Täuferbewegung



„Frieden halten, Frieden bauen, Frieden machen.“

Hamburger Mennonit Gerhard Roosen 1702

Dauerhafter Frieden, so der Älteste der Orlofffelder Mennonitengemeinde Peter Froese in einer Schrift von 1850, sei deshalb nie durch Krieg erreichbar, weil jede Kriegspartei stets versuchen wird, stärker als der Gegner zu werden. So beginne der Kampf immer wieder von neuem und das Wort Jesu bewahrheite sich: „Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen.“ Froese ist nicht der erste Mennonit, der die Spirale der Gewalt heraufbeschwört und damit die Tiefen und Schrecken von Kriegen offenlegt. Seit dem 16. Jahrhundert gehört die Gewaltfreiheit zur theologischen DNA der Mennoniten. Allerdings verdeutlichen die vergangenen 500 Jahre, dass die politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die Täufer auch immer wieder unterschiedliche Antworten auf die Frage nach Gewalt und Gegenwehr hervorgebracht haben.

Die Mennoniten entstammen der Täuferbewegung, die im 16. Jahrhundert im Zuge der Reformation entstanden ist. Auch die Hutterer, die heute in Kanada und in den USA leben, gehören dazu. Und im späten 17. Jahrhundert spalteten sich die Amischen von den Schweizer Täufern ab; sie sind immer noch für ihre strikte Absonderung von der „Welt“ bekannt. Die verschiedenen täuferischen Gemeinden, die theologisch und sozial keineswegs homogen waren, bildeten sich aus Kreisen um Martin Luther, Ulrich Zwingli und Thomas Müntzer (1489–1525), verfolgten dann jedoch eigene Reformideen. Luther und Zwingli brachten sie die Kritik entgegen, sich zu stark von der Politik abhängig zu machen und nötige geistliche Reformen zu langsam anzugehen. Mit Thomas Müntzer hatten spätere Täufer zunächst in den Aufständen des Bauernkriegs für eine gerechtere Welt nach biblischen Maßstäben gekämpft. Nach der Niederschlagung der Aufstände wandten sie sich dann dem Täufertum zu und schworen dem Griff zu den Waffen ab.

Nonkonformisten der Reformation

Das Jahr 1525 markiert in gewisser Weise einen Anfang der Täuferbewegung. An einem Abend Ende Januar tauften sich in einem Privathaus in Zürich einige Kritiker Ulrich Zwinglis offenbar sehr spontan gegenseitig auf ihren Glauben. Die Geschehnisse wurden rasch öffentlich, was zu einem wachsenden Druck auf die

Gruppe um Konrad Grebel und Felix Mantz führte. Zumal kurz nach den Ereignissen in Zürich weitere Taufen in der näheren Umgebung, unter anderem in Zollikon, stattfanden.

Neben der erwähnten Gewaltfreiheit gehörten die Glaubens- oder Erwachsenentaufe, die Eidesverweigerung sowie die Forderung nach einer strikten Trennung von Politik und geistlicher Gemeinde zu den Glaubensüberzeugungen der Täufer. Die Mündigkeit der einzelnen Gläubigen hatte in täuferischen Gemeinden eine hohe Priorität. Dies zeigte sich schon in der Frage der Taufe. Der Hutterer Peter Riedemann schrieb 1545: „Dieweil die Kinder von Gott christlicher Weise, das ist durch das gepredigte Wort, Glauben und Heiligen Geist nicht geboren sind, mögen sie rechter Weise nicht getauft werden. Darum lehren wir, daß man die, so das Wort gehöret, demselben geglaubt und Gott erkannt ha-

ben, taufen solle und nicht die Kinder.“

Mit ihren Ideen waren die Täufer die Nonkonformisten der Reformation; sie passten in mehrfacher Hinsicht nicht in das politische System des 16. Jahrhunderts hinein. Ihre Ideen waren geeignet, die ideell-normativen Grenzen der Zeit auszudehnen, stießen jedoch an die Mauern, die die politische Theorie der Zeit aufgerichtet hatte. Für viele Täufer führte der Weg direkt ins Gefängnis oder zur Hinrichtungsstätte. Die Verfolgung setzte bereits kurz nach der ersten Glaubentaufe im Jahr 1525 ein. Verschiedene Landesfürsten und Stadtobrigkeiten erließen Mandate, die „Wiedertaufe“ unter Todesstrafe stellten. Doch nicht nur Täufer mussten mit Strafen rechnen, sondern auch all jene, die Täufern Schutz und Obhut gewährten.

Zum harten Vorgehen der Obrigkeit trugen vor allem die politisch relevanten Aspekte



PD Dr. Astrid von Schlachta arbeitet an der Mennonitischen Forschungsstelle in Bolanden und an der Universität Hamburg.

des täuferischen Glaubens bei, also die strikte Trennung des geistlichen vom weltlichen Reich, aber natürlich auch die Weigerung, zu den Waffen zu greifen und Eide zu leisten. Sätze, wie Menno Simons, ein friesischer Prediger der Täufer, der den Mennoniten ihren Namen gab, sie formulierte, stellen bis heute eine Herausforderung dar: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Würden alle Herren und Fürsten mit allen ihren Untergebenen, die sich des Namens Christi rühmen, die angewiesene Lehre Christi als recht und gut erkennen und wären gesinnt, gemäß der Lehre, des Lebens und des Geistes Christi, dann wäre es nicht nötig, Städte und Burgen zu ummauern, Reiter und Fußknechte zu halten und tödliche Waffen wie Büchsen, Schwerter und Spieße machen zu lassen.“

Es gab auch pragmatische Ansätze

Einen inner-täuferischen Kontrapunkt zur strikten Gewaltfreiheit setzte Balthasar Hubmaier. Er vertrat eine pragmatischere Auffassung, die die täuferischen Christen stärker „in der Welt“ positionierte. Unter anderem war es für ihn auch denkbar, dass täuferische Christen ein Amt in der Obrigkeit übernehmen, was andere täuferische Gruppen vehement verneinten. So schließt Hubmaier nicht aus, dass eine Obrigkeit christlich sein könnte, auch wenn sie das Schwert zur Herstellung von Ordnung einsetze. Es sei „der Obrigkeit Amt, wie es Gott selbst vielfältig in der Schrift anzeigt“, und dieses könne nicht „ohne Blut und Tötung“ ausgefüllt werden. Im Ernstfall müsste die Obrigkeit das Schwert eben auch gebrauchen, um „alle frommen und unschuldigen Menschen“ zu verteidigen und zu schützen. Wichtig sei jedoch, dass die Obrigkeit das Schwert nur in voller Verantwortung vor Gott und in Legitimation durch Gott gebrauche und ein Christ ein obrigkeitliches Amt nicht „aus Begierde der Herrschung“ annehme. Wenn somit klar sei, dass die Obrigkeit aus christlichen Motiven heraus handele, sei jeder Untertan verpflichtet, der Obrigkeit beizustehen, wenn er „durch Glocken, Büchsenstürme, Kreuzschüsse, Briefe oder andere Aufgebote“ dazu aufgefordert werde.

Die Gewaltfreiheit blieb über die gesamte Frühe Neuzeit ein Identitätsmerkmal der Täufer. In den verschiedenen Schriften und Bekenntnissen fehlte sie nicht, auch wenn die Thematik in viel-

fältiger Weise behandelt wurde. So machten täuferische Gemeinden in den vergangenen 500 Jahren unterschiedliche Entwicklungen durch, die von einer sehr konsequenten Gewaltfreiheit, die auch Verteidigung und Gegenwehr untersagte, bis hin zum Dienst in der Armee reichte, etwa im 19. Jahrhundert oder in der Zeit des Nationalsozialismus. Auch wenn sich der Blick dadurch zeitweise stärker in die Gesellschaft hineinrichtete, stellt der täuferische Beitrag zum gesellschaftlichen Miteinander bis heute Anfragen an die politischen Akteure über Aktion und Reaktion in Konflikten und Krisen. Erstrebenswert bleibt als Prämisse eines christlich motivierten Lebens unter täuferischen Vorzeichen eine Haltung, wie sie der Hamburger Mennonit Gerhard Roosen 1702 formulierte: „Frieden halten, Frieden bauen, Frieden machen.“ ▀

KIRCHE UNTER DEN SOLDATEN

**Der Andachtsraum und der sakrale Bereich
im Fliegerhorst Laage**
Von André Stache



Der Andachtsraum steht allen offen, auch außerhalb der Gottesdienste und Gedenkfeiern



Der Glockenturm auf dem Gelände des Fliegerhorsts. Manchmal unterbricht der Lärm der Eurofighter die Ruhe im Andachtsraum



Impressum



Im Auftrag des Evangelischen Militärbischofs herausgegeben von Professorin Dr. Angelika Dörfler-Dierken, Universität Hamburg; Dr. Dr. Frank Hofmann, Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD); Professor Dr. Friedrich Lohmann, Universität der Bundeswehr München

Mitarbeitende dieser Ausgabe:

Prof. Dr. Friedrich Lohmann, Dr. Dr. Frank Hofmann, Prof. Dr. Dietrich Bonhoeffer (†), Dr. Roger Mielke, Katharina Müller-Güldemeister, Prof. Dr. Karl-Heinz Renner, Michael Kröner, Dorothea Heintze, Dr. Ulrike Peisker, Dr. Gisela Sauter-Ackermann, Moritz Hohmann, Prof. Dr. Alexander Dietz, Dr. Maximilian Schell, Frank Baumann-Habersack, Prof. Dr. Dr. Christian Göbel, Robin Wagener, Dr. Kerstin Menzel, PD Dr. Astrid von Schlachta, André Stache

Redaktion:

Dr. Dirk Ackermann (Chefredakteur),
Walter Linkmann, Martin Middendorf,
Sebastian Drescher, Florian Siebeck

Redaktionsanschrift:

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Telefon: 030 310181-123

Internet:

www.militaerseelsorge.de

E-Mail:

militaerseelsorge@ekd.de

Beirat für die Redaktion:

Jochen Bernhardt, Dr. Katja Bruns, Dr. Alexandra Diersk, Dr. Marvin Döbler, Veronika Drews-Galle, Reinhold Kötter, Dr. Roger Mielke, Bernd Rosner, Michael Strunk

Realisierung:

Gemeinschaftswerk der Ev. Publizistik gGmbH
Abteilung Printprodukte, Leitung: Claudia Keller, Ursula Ott
Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt/Main
Bildredaktion: Caterina Pohl-Heuser
Gestaltung und Satz: Zully Koska

Druck:

Strube Druck & Medien OHG,
Stimmerswiesen 3, 34587 Felsberg

Verlag:

Evangelische Verlagsanstalt Leipzig,
Blumenstraße 76, 04155 Leipzig

Vertrieb:

Gemeinschaftswerk der Ev. Publizistik gGmbH
Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt/Main
Martin Amberg, Telefon: 069 580 98-223
E-Mail: mamberg@epg.de

Erscheinungsweise:

Zweimal jährlich

ISSN: 1869-4497



Bildnachweise

Titel: DeliHayat, Getty Images / S. 5 Getty Images, NurPhoto, Sony Ramany / S. 7 Getty Images, Leon Neal; Getty Images, NurPhoto, Jakub Porzycki / S. 8-12 Getty Images, The Washington Post, Salwan Georges; Getty Images, AFP, Jose Jordan / S. 15 Getty Images, NurPhoto, Andrzej Iwanczuk / S. 16-17 Agentur Focus, Ostkreuz, Enno Kapitza; Wikimedia Commons / S. 18-21 Robert Capa, ICP, Magnum Photos, OSTKREUZ-Archiv; picture alliance, ZUMAPRESS, Carol Guzy; picture alliance, REUTERS, Mohammed Salem; Getty Images, Photo Researchers History, Jim Cartier / S. 22-25 PR; Cornelia Haas / S. 26-31 picture alliance, dpa, Hauke-Christian Dittrich; Getty Images, Yawar Nazir; picture alliance, epd-bild, Jens Schulze / S. 32-35 Bundeswehrkrankenhaus Ulm; Leon Scheffold / S. 36-39 Charlotte Sattler; picture alliance, United Archives, kpa Keystone / S. 40-41 Getty Images, Nuccio DiNuzzo / S. 42-43 Getty Images, ullstein bild; Getty Images, Vladislav Stepanov / S. 45 picture alliance, TASS, Alexander Polegenko; Getty Images, Contributor / S. 46-48 Getty Images, Global Images Ukraine, Ivan Antypenko; Getty Images, AFP, Sergey Bobok / S. 49 Getty Images, AFP, Frederico Parra; picture alliance, Reuters, Adrees Latif / S. 50-51 Getty Images, AFP, Oleksandr Gimianov / S. 52-55 picture alliance, Chromorange, Michael Bihlmayer; Getty Images, AFP, Heiko Junge / S. 56-58 Getty Images, AFP, Valery Sharifulin; Getty Images, STR, AFP / S. 59 Verena Brünig / S. 60-61 picture alliance, sulopress.de, Jörg Waterstraat / S. 63-66 picture alliance, dpa, Oliver Killig; picture alliance, dpa, Maurizio Gambarini / S. 67-68 picture-alliance, dpa, Warner Bros / S. 69 picture alliance, Reuters, Rogan Ward (2) / S. 70-72 laif, SZ Photo, Regina Schmekne / S. 73-75 epd-bild, Gregor Fischer / S. 76-77 Walter Linkmann / S. 78 Getty Images, Bettmann / S. 79 Getty Images, Justin Case



Ein Ort, der zum Verweilen und Luftholen einlädt – und für seelsorgerische Gespräche genutzt wird



Der Andachtsraum im Unterkunftsgebiet des Fliegerhorstes in Laage ist ein ökumenischer Ort der Einkehr. Der Raum bietet Vorbeikommenden und Besuchern, aber auch Mitarbeitenden die Gelegenheit, einen Augenblick einzukehren, sich zu besinnen, zu meditieren oder zu beten.

Bei Bedarf ist der Raum offen und ein Rückzugsort zur inneren Rast. Zugleich ist er für die Mitarbeiter des Evangelischen Militärparramtes Laage ein Ort für Gespräche und Interventionen in existentiellen Lebenssituationen.

Was macht diesen Raum aber so besonders?

Und was hat der Raum schon alles erlebt?

Als Unterkunft für Soldaten der Nationalen Volksarmee wurde er genutzt. Später war er ein Clubraum der Luftwaffensicherungsstaffel der Fliegerhorstgruppe des Jagdgeschwaders 73 „S“. Aber entscheidend ist die Gegenwart in einer Region, die wenig christlich geprägt ist. Heute ist der Raum ein Platz zum Verweilen, zum Luftholen und zum Nachdenken. Andachten werden hier gefeiert, Gottesdienste zelebriert – und es wird der Menschen gedacht, die uns verlassen haben.

Bei der praktischen Nutzung erleben Menschen, die den Raum betreten haben, sehr oft eine Situation, die skurril und gleichzeitig beeindruckend ist. Gelegentlich wird die Stille vom Donnern der Triebwerke startender Eurofighter unterbrochen und der Redner wird gezwungen, seine Ausführungen zu unterbrechen. Er muss gezwungenermaßen schweigen. Vielleicht ist der Raum gerade deshalb ein fester Bestandteil des Fliegerhorstes Laage. Letztendlich ist der Raum nur ein Teil des von der Truppe zur Verfügung gestellten sakralen Bereiches. Dazu gehören außer dem Andachtsraum der Platz der Stille, der Glockenturm und auch das Denkmal im Unterkunftsgebiet des Fliegerhorstes.

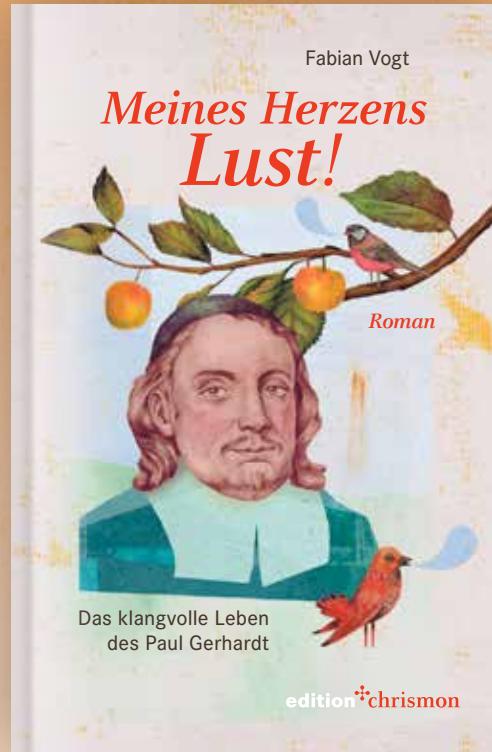
QUERGEDACHT

Die mexikanische Künstlerin Frida Kahlo malte in ihrem kurzen Leben 143 Bilder. 55 davon zeigen sie selbst. Ihre Bildnisse erzählen von Qualen, körperlichen wie seelischen. Erst erkrankt sie an Kinderlähmung, der rechte Fuß verkümmert, Mitschüler verspotten sie. Mit 18 erleidet sie einen schweren Unfall, bei dem sich eine Eisenstange durch ihren Körper bohrt. Um den Schmerz zu überwinden, beginnt sie zu malen. „Ich bin nicht krank, ich bin zerbrochen“, sagt sie damals. „Aber solange ich malen kann, bin ich froh, dass ich am Leben bin.“ Körperlich geht es ihr von Tag zu Tag schlechter. Frida Kahlo stirbt nur wenige Tage nach ihrem 47. Geburtstag.



PAUL-
GERHARDT-
JAHR
2026

Erleben Sie Paul Gerhardt privat



Mach aus dem Leid ein Lied und sing dir die Angst von der Seele.

Zu seiner Zeit war er ein Popstar – Paul Gerhardt, dessen Lieder bis heute weltweit gesungen werden. Ein Mensch, der leidenschaftlich von der Schönheit des Lebens und des Glaubens schwärmt – obwohl er in einer der dunkelsten Zeiten der Geschichte lebt.

Fabian Vogt erzählt mitreißend die klangvolle Lebensgeschichte des Sprachkünstlers Paul Gerhardt.

Fabian Vogt

Meines Herzens Lust!

Das klangvolle Leben
des Paul Gerhardt

Roman | 140 Seiten | Hardcover
ISBN 978-3-96038-424-3
EUR 18,00 (D)

*„Seine Lieder sind Flügel,
auf denen man sich in die Höhe
erheben und eine Zeitlang über
dem Jammertal schweben kann.“*

Matthias Claudius



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT Leipzig
www.eva-leipzig.de

edition+chrismon

Bestellen Sie online unter www.eva-leipzig.de, telefonisch unter 03 41 / 7 11 41 44
oder direkt im Buchhandel.

Das Thema der nächsten Ausgabe



My Generation!

Talkin' 'bout my generation – jetzt rede ich mal von meiner Generation! The Who – harter Soundtrack der Jugend. Wir l-l-lassen uns nicht mehr das Wort verbieten, nicht von euch. Komm mir nicht mit altersmilder Versöhnlichkeit, mit euch wollen wir uns nämlich gar nicht versöhnen: I hope I die before I get old!

Die Gesellschaft zerfällt in Generationen: Millennials oder Babyboomer, Generation Golf oder Generation Einsatz (in der Bundeswehr), Gen Z und andere. Konflikte sind vorprogrammiert. Die einen fühlen sich betrogen, die anderen unverstanden. Der Friede kommt erst ganz zum Schluss. Ein kluger Mensch hat gesagt: „Wer im Alter auf die Jugend schimpft, ist einfach noch nicht alt genug.“

Im Generationen-Heft geht es um Gegeneinander und Miteinander. Sinnvolle Zuordnungen oder unnütze Schubladen. Die Frage ist nicht, welche Generation recht hat, sondern wie sie miteinander zu ihrem Recht kommen.

Welcher Generation werde ich zugerechnet, noch Boomer oder schon Golf? Für Peter Dennis Blandford „Pete“ Townshend ist diese Frage geklärt. Mit Geburtsjahrgang 1945 gehört der Kopf von The Who, der 1976 im Fußballstadion von Charlton das lauteste Konzert der Welt gab und heute als schwerhöriger Rentner im Londoner Speckgürtel lebt, zur „Generation Silent“, zur stillen Generation.